

# **KLOSTERNEUBURGER SZENEN**

**Ein Zyklus aus fünf Erzählungen**

## VORWORT:

Szene bedeutet im ursprünglichen Sinn Schauplatz; die Unterteilung eines dramatischen Stücks ist also hier nicht gemeint. Der Schauplatz Klosterneuburg enthält fünf Erzählungen und diese Stadt spielt die Hauptrolle; bei den beiden ersten Geschichten wurden auch andere Orte – vor allem Wien miteinbezogen, aber keineswegs aufgrund des Faktums, dass Klosterneuburg von 1938 bis 1954 der 26. Wiener Gemeindebezirk gewesen ist. Die beiden folgenden spielen in Kierling, einem Ortsteil Klosterneuburgs.

Der zeitliche Rahmen reicht von der Mitte der dreißiger Jahre bis 1945; das gilt nur für die ersten vier Geschichten. Mit der fünften wurde der historische Rahmen ganz bewusst verlassen und die Zeit in die nahe Zukunft in ein Jahr nach 2008 verlegt. Es ist dies ein erster Versuch, einmal ein nichthistorisches Thema zu wählen, doch ist 2008 und vor allem der Schauplatz immer noch dicht im geschichtlichen Zusammenhang zu sehen, so dass ein Futurismus nicht gar zu sehr hervortritt.

Wie die Überschriften besagen, hängen Nr. 2 und Nr. 5 (Ewige Hügel I und II) eng zusammen genauso wie die beiden Kierlinger Aprilszenen.

Im Anhang jeder einzelnen Erzählung ist die benützte Literatur angegeben sowie ein kurzer Kommentar beigefügt, der insbesondere auf mündliche Überlieferungen sowie unmittelbar Selbsterlebtes hinweist, aber auch auf jenes, welches der Kombination oder der Phantasie entsprungen ist, denn letzten Endes wollen alle Erzählungen keineswegs den Anspruch einer exakten historischen Dokumentation erfüllen. Das soll anderen vorbehalten bleiben. Ich selbst habe mich eindeutig aus der Reihe der Historiker verabschiedet und will nur mehr Erzähler sein. Dass dabei vieles aus der Geschichte kommt, ist eine andere Sache und manches Mal nicht zu umgehen, in die Vergangenheit zu geraten.

Alle fünf Erzählungen weisen eine Tendenz auf, doch zeigt sich gerade jetzt, trotz der Vergeschichtlichung unseres Österreichbildes durch die vielen Historikerkommissionen, dass auch die Geschichtsschreibung tendenziös ist und zwar noch weitaus mehr als früher. Das Unangenehme dabei ist die Selbstsicherheit und Selbstgefälligkeit der Autoren, die sich durch das Aktenstudium und ihre eigene vorgefasste Meinung im Besitz der absoluten Wahrheit glauben

und diese Botschaft und neuesten Erkenntnis uns allen mit nahezu missionarischem Eifer nahe bringen wollen.

Als junger Mensch und zum Teil auch heute noch liebe ich das Drama und so sind in einige Teile der Erzählungen in Dialoge aufgelöst, die selbstverständlich frei erfunden sind. Originalzitate sind als solche gekennzeichnet.

Ich will Geschichten erzählen und nicht Geschichte „machen“, wobei dies nicht so sehr bedeutet, an historischen Vorgängen an wichtiger Stelle beteiligt zu sein, sondern Geschichte im obigen Sinne umzudeuten. Gleich die erste Erzählung „Sommerverschwörung“ berichtet von Menschen, die glaubten „Geschichte zu machen“.

Ich bin in Klosterneuburg geboren und die Vorfahren väterlicherseits lebten als Weinbauer schon sehr lange hier. Kriegs – und Nachkriegsjahre, die Volksschul- und Gymnasialzeit und einen Teil meiner Studentenzeit habe ich in dieser Stadt – insgesamt 24 Lebensjahre – erlebt. Das geschichtlich – kulturelle Klosterneuburg hat mich geformt, auch jene Mischung aus Tradition, Katholizismus und Weinfröhlichkeit und das Bewusstsein, ein Städter zu sein und doch am Rande der Weingärten zu leben. Da sind die Lehrer und Freunde aus der Schulzeit.

Eigentlich könnte ich viel länger noch so fortfahren, wäre da nicht die tief gestörte Beziehung zu dieser Stadt. Ohne näher auf meine Lebensgeschichte einzugehen – vielleicht geschieht dies irgendwann einmal an anderer Stelle – steht die herbe Enttäuschung, trotz aller Bemühungen meinerseits nicht mehr in dieser Stadt Fuß fassen zu können. Es waren die verschiedensten Gründe, zum Teil persönliche, amtlich – bürokratische, halbherzige oder gar nicht ernst gemeinte „freundschaftliche“ Maßnahmen und Versuche bis ganz hoch hinauf an die Spitze der Stadt, die sämtliche Versuche scheitern ließen. Fast sah es so aus, wie in der „Stock – im – Eisen“ – Sage, wo der Teufel dem Gesellen den ins Schmiedefeuer gehaltenen Schlüssel immer umdreht, so dass er niemals fertig wird. Anders als dieser Schlosser war ich nicht erfolgreich gewesen und die Bitterkeit steigt in mir hoch, wenn ich daran denke und es kommt mir wie bei Franz Kafkas „Vor dem Gesetz“ vor, wo ein Mann ein Leben lang vor einem Tor auf Einlass wartet, um in den letzten Minuten seines Lebens zu erfahren, dass dieses Tor ausschließlich für ihn und sein Warten bestimmt gewesen war, während andere Menschen längst wo anders Eingang gefunden hatten. So erging es auch mir, als ein in der Stadthierarchie recht tief unten Angesiedelter mir sagte, so weit oben hätte ich nicht zu fragen brauchen; es wäre sogar schädlich gewesen. Hätte ich bei den Richtigen, zum Beispiel bei ihm angeklopft, hätte ich längst erhalten, was ich gebraucht hätte. Mit Wehmut höre ich die Stiftsglocken nach Langenzersdorf herüber läuten und ich vermag mich dem seltsamen Zauber dieser Stadt doch nicht zu

entziehen. Die „Klosterneuburger Szenen“ sind kein Dank an meine Geburtsstadt, aber ich musste etwas über sie schreiben.

Langenzersdorf, September 2005

## **EWIGE HÜGEL I**

Man kann den Tod hören, wenn er ins Gefängnis kommt. Vielleicht ist es eine Einbildung der Häftlinge, wenn sie sich zuraunen, dass sie das Geräusch des Fallbeils im Erdgeschoß deutlich hören können. Aber es bestreitet niemand, dass man den Tod nicht fühlen oder spüren kann; diesen offiziellen, befohlenen und festgelegten Tod. Manche sagen, man riecht das Blut, denn es sind oft viele, die hintereinander geköpft werden. Warum sollte es nicht so sein, wenn auch die Rinder schon vor dem

Erreichen des Schlachthofs das vergossene Blut ihrer Vorgänger wahrnehmen und Todesangst verspüren.

Immer häufiger ereignet sich der offizielle staatliche Tod auch im Landesgericht Wien. Konnte man früher noch rechnen, dass die Henker nur an bestimmten Tagen ihres Amtes walteten, so hat sich das seit dem Frühjahr 1944 entschieden geändert. Nun galt keine Regel mehr, auch am Karfreitag hat es schon Hinrichtungen gegeben.

Es muss schnell gehen; man will niemanden quälen, sagen die Wärter, aber der Ablauf muss ungestört vor sich gehen. Nur so ist es auch für die Beamten erträglich.

Unter den Todeskandidaten sind an jenem 10. Mai 1944 keine wirklich Großen, keine Kapitalverbrecher, die im Licht der Öffentlichkeit gestanden waren oder deren Prozess Aufsehen erregt hatte. Es ist eine große Reihe von Kleinen, die heute ab 18 Uhr drankommen werden. Auch Frauen sind keine dabei, denn sie sind oft unangenehm, auch wenn man sie am Schreien hindert und sie fest anfasst. Die meisten Männer machen keine Schwierigkeiten und man hat genug Erfahrung, wie man schnell und sicher arbeitet.

Sie wissen es seit 14 Uhr und haben noch vier Stunden Zeit vor sich, einige sogar ein paar Minuten mehr.

Der Augustiner Chorherr Roman Karl Scholz ist 32 Jahre alt; er wird bald nach 18 Uhr drankommen. Todesurteil für Hochverrat. Er sitzt mit anderen Sieben in der Armensünderzelle auf einer Bank. Für ihn und für die anderen wird es keinen Weg zurück mehr geben. Roman weiß es schon längst.

Es sind rund 12 Kilometer Luftlinie bis nach Klosterneuburg, bis zu jenem Stift, in dem er seine geistliche Laufbahn begonnen hat, die heute unwiderruflich enden wird. In jenen kurzen Stunden kehrt er wieder dorthin zurück; auch wenn man die Chorherren von dort vertrieben hat und das Ganze eine Außenstelle des Kunsthistorischen Museums geworden ist. Dazu reichte gerade noch die Phantasie der Feinde.

Er denkt an sein Gedicht, einzelne Verse drängen sich immer wieder in seine Gedanken; es sind gnädige Gedanken für ein paar Minuten, die ihn sanft betäuben.

*Deine malachitnen Kuppeln  
türmen sich - **aeterni colles** –  
wolkenhoch ins Ätherblau.*

.....

Ja, es sind *aeterni colles*, ewige Hügel wie die Hügel Roms; Kuppeln eines nördlichen und eines kleinen kaiserlichen Roms.

*Steile Giebel, ziere Schlote,  
Brunnenhöfe, finstre Stiegen,  
dann hinab zum Grün der Au*

.....

Er hat noch ein Bild aus anderen Tagen vor Augen, ein Bild mit Menschen. Da sitzen und stehen in fünf langen Reihen in einer Ecke des Stiftshofes er und seine 66 Mitbrüder, ganz in der Mitte der Propst Alipius Linda und zu seiner Rechten der Stiftsdechant Isidor Kraus und ganz links außen der Jüngste der Gemeinschaft, der Novize Alipius Wollenik; ein Spätberufener, ein Diplomingenieur. Es ist der 28. August, das Fest des Ordensgründers Augustinus. Doch das friedliche Bild täuschte, das weiß Roman noch ganz genau, denn das NS – Regime hatte seit den Märztagen des Jahres 1938 keinen Zweifel daran gelassen, dass es mit dem Stift, dem Hort der schlimmsten Reaktion in diesem Land, bald abrechnen wird.

Die Tür öffnet sich, die Verurteilten werden noch einmal durchsucht. Kein Zettel, nicht die geringste persönliche Erinnerung darf zurückbleiben. Maßgeblich allein ist die offizielle Kennzeichnung des Leichnams, der dann im Anatomischen Institut verschwindet. Ein Begräbnis soll es für keinen geben. Roman schreckt auf, die Erinnerung ist verflogen; er weiß nicht, wie spät es ist und wie viel Zeit ihm noch bleibt. Soll er die Minuten abzählen?! Wie weiß er, ob er richtig zählt und die Zeit nicht zu schnell oder zu langsam berechnet? Er wird nicht zählen.

Er ist ausgestoßen aus der „Volksgemeinschaft“, ehrlos bis über den Tod hinaus, ein Hochverräter, ein Todfeind des Deutschen Reiches, für den es keine Gnade geben kann.

Ein Todfeind? Ein Feind? Roman hat es sich immer wieder sagen müssen, auch wenn er sich schämt und es zu verdrängen sucht, dass er einmal gar kein solcher Feind gewesen ist. Seine Mitbrüder haben ihm das übel genommen, er hat sich selbst isoliert und ist auch dann in dieser Einsamkeit und Verdammung geblieben, als er schon wieder ganz anders gedacht und gefühlt hat. Ja, die Mitbrüder haben ihm misstraut; er hat es seinerzeit nicht verborgen, dass er „national“ denkt, ja sogar nationalsozialistisch. Damit hat er sich außerhalb der Reihe gestellt. Was

soll man von einem Menschen halten, der sogar öffentlich gesagt haben soll, er würde sich gerne eine „SA – Uniform“ wünschen; und das 1934!

In seinem Wesen drängen sich forsches Auftreten und harte Formulierungen mit Romantik und Glauben an das Gute. Er ist in der Kaiserzeit 1912 in Mährisch – Schönberg zur Welt gekommen, als die Stadt noch zum Königreich Böhmen gehörte. Er wuchs unter Deutschen auf und war deutsch; das konnte er genau von sich sagen und er wusste auch, was tschechisch bedeutete. Er hat das sehr bald bewusst erlebt, denn die tschechoslowakische Republik, deren Bürger er ab 1918 geworden war, zeigte den Deutschen ihr hässlichstes Gesicht. Sie war kleinlich, rachsüchtig, unredlich und vor allem national. Die Gegensätze hatte es wohl schon im böhmischen Königreich gegeben, nur dass die Auslands tschechen durch ihre Politik im Weltkrieg nun auf der Siegerseite standen und ausnahmslos Recht hatten, drang ihm bald und tief ins Bewusstsein. Gewiss, im Gymnasium und in seiner Umgebung sind nach wie vor alle deutsch, aber die tschechische Stimme und die Staatsgewalt an ihrer Seite ließ sich immer und überall lautstark vernehmen.

Seinen Vater kannte er kaum, er wuchs bei seiner Großmutter auf. Eine Vielfalt der Meinungen lernte er nicht kennen. Er schloss sich an Gleichgesinnte an und sie fuhren ins schöne alte Deutschland mit seinen Domen und Fachwerkhäusern, nach Nürnberg und Regensburg, nach Köln, Mainz und Aachen. Das war ein Deutschland, das man lieben musste und in ihm steckte Kraft für die Zukunft. Das hat er unwiderruflich gespürt, damals. Realismus und Romantik – Romans geteilte Seele.

Die priesterliche Berufung kann wie ein Blitzschlag kommen oder sie geht auf einem langen und breiten Weg der Gedanken direkt auf das Ziel zu. Bei Roman hat sich der Gedanke schon lange festgesetzt; die Großmutter hat ihn behutsam und langsam gestärkt und vorbereitet; so sah er sein Ziel klar vor Augen. War es wirklich ein Widerspruch gewesen, wenn er die Soldatenlaufbahn angestrebt hätte? Auch das wäre eine Berufung gewesen. Aber wie denn und wo denn? Als Deutscher in der tschechoslowakischen Armee? Das wäre nicht gut gegangen. Sollte er nach Deutschland oder nach Österreich einrücken? Aber er war weder Bürger des einen noch des anderen Staates und beide Armeen wurden nach dem Wunsch der Weltkriegssieger klein gehalten (anders als die tschechoslowakische) und nahmen keine Ausländer auf. Schon gar nicht, weil sich die eigenen Leute heftig um die wenigen Offiziersstellen bewarben.

Dann also Priester! Er verließ sein Geburtsland, ohne auch nur einen Tag Wehrdienst bei den Tschechen zu leisten.

Er war dem Weg vieler seiner Landsleute gefolgt und 1930 in das Chorherrenstift Klosterneuburg eingetreten; dort besaßen seine Landsleute sogar die Majorität, zumindest in geistiger Hinsicht.

Das nationale Denken verließ ihn auch während seines Noviziats und seiner Studien an der Ordenshochschule der Chorherren in Klosterneuburg nicht. Unbestritten war seine Begabung, doch geliebt wurde er nicht. Man legte seiner NS – Gesinnung nichts in den Weg, auch wenn die offizielle österreichische Politik nach Hitlers Machtergreifung 1933 einen schärferen Kurs gegen seine Anhänger einzuschlagen begann. Ihn schützte der schwarze Talar des Geistlichen. Der Juliputsch von 1934 änderte Romans Gesinnung erst recht nicht - das geschah übrigens nur bei Wenigen – vielmehr verfestigte, ja verhärtete sich bei Vielen der österreichischen NS – Mitglieder die Weltanschauung und es wuchs deren Zahl, auch wenn die österreichische Republik diese Partei als illegal erklärt hatte. Roman warb keine Mitglieder, er wollte für sich bleiben und seiner Weltanschauung leben; er sah keinen Widerspruch zum Priestertum; er wollte ihn nicht sehen. Und wen hätte er unter seinen Mitbrüdern im so genannten Juniorat damals ansprechen oder überzeugen können? Den Logiker, Mathematiker und passionierten Schachspieler Gebhard K.? Den schwärmerischen Theobald T., den Offizierssohn Heinrich St. oder den auf Musik versessenen Sigismund J. ?

Einer seiner Mitgefangenen stöhnte plötzlich laut auf; man hieß ihn ruhig sein. Einen Hysteriker konnte man jetzt am wenigsten brauchen. Jeder hat mit sich selbst mehr als genug zu tun. Früher einmal waren die Verurteilten stets allein in der Todeszelle gewesen, doch jetzt gab es so viele. Bloß die Frauen, so hieß es, blieben meist zu zweit.

Am 21. Mai 1936, am Tage von Christi Himmelfahrt empfing er die Priesterweihe, und dann schickte man ihn als Kaplan nach Heiligenstadt, in jenen vornehmen Wiener Gemeindebezirk, an dessen unterem Ende der vor zwei Jahren im Februar 1934 umkämpfte Karl – Marx – Hof liegt und von wo er gewiss keine Messbesucher haben würde.

Er wunderte sich selbst heute noch über seine Direktheit, als er bei seinem Pfarrer und dann beim Stiftsdechanten die Bitte vortrug, gleich im Herbst 1936 einen Urlaub zu bekommen. Er wollte nach Deutschland, nach Nürnberg fahren und Pfarrer und Dechant wussten genau, was er damit meinte. Man hat es ihm nicht abgeschlagen. Sollte er dem Herrgott dankbar sein, dass alles so gekommen war? Gerade dort und zu diesem Zeitpunkt hatte sich sein Lebensweg zu ändern begonnen. Wie eine Zwiebel, Schale um Schale war es von ihm abgeblättert. Und er stünde wahrscheinlich jetzt nicht in kürzester Zeit vor seinem Schöpfer, hätte er damals nicht wie Saulus vor Damaskus seine radikale Umkehr erlebt. Er war mit der Wirklichkeit in heftige Berührung geraten. Er hatte sich große, enthusiastische Erlebnisse vorgestellt, von begeisterten Diskussionen mit Gleichgesinnten geträumt, das Erhabene und Großartige stets vor Augen. Roman war in Zivil und mit der Bahn nach

Nürnberg angereist; in der dritten Klasse und er erlebte mitten unter den „Volksgenossen“ seine größten Enttäuschungen.

Was musste er nicht im Zug und dann in den Massenunterkünften von Vertretern der alleruntersten Volksschichten hören! War das wirklich die große, alles überwindende Idee des Nationalsozialismus? Man erkannte ihn nicht, fragte ihn auch nicht nach seinem Beruf und merkte an seinen wenigen Worten, dass er Österreicher war. An Spott fehlte es ihm dann gewiss nicht mehr. In Deutschland waren im Gegensatz zum damaligen Österreich in der NSDAP nur relativ wenige Akademiker anzutreffen und so schlugen ihm die primitivsten Vorurteile entgegen; vor allem solche gegen die katholische Kirche; es gab die derbsten Witze über die Priester, die pauschal als Homosexuelle der übelsten Art bezeichnet wurden und wenn sie es schon nicht waren, dann nur weil sie samt und sonders den Frauen und Mädchen nachstellten, jede Menge unehelicher Kinder hätten, aber scheinheilig bis dort hinaus wären. Die Menschen sprachen ganz offen aus, dass es ihnen bei der Partei nur darum ginge, eine gute Stellung mit ordentlicher Bezahlung zu erreichen, schnell Karriere zu machen und sie ließen sich in unflätigen Bemerkungen darüber aus, dass sie es inzwischen noch nicht geschafft hätten, aber es wenigstens beim nächsten Mal klappen müsste, denn sonst brauchten sie den ganzen Zauber nicht.

Roman stieß dann aber auch das große offizielle Gepränge ab. Er hatte sich Würde und Feierlichkeit erwartet, aber er spürte nur überall, dass die Partei Zwangsbeglückung wollte und das Durchziehen von Programmen auf jeden Fall Vorrang vor allen anderen Werten hatte.

Er war gebrochen nach Heiligenstadt zurückgekehrt. Seine Mitbrüder konnten ihm jetzt erst recht keine Hilfe sein; er würde ihren Spott und ihre Genugtuung nicht ertragen können; er war aber auch viel zu stolz, um sich jemandem anzuvertrauen und wer hätte ihm denn wirklich helfen können? Er musste seine Seelenkämpfe ganz mit sich alleine austragen; es ging noch eine Zeit lang hin und her. Doch die endgültige Antwort bekam er nach den Märztagen 1938.

Man hatte Roman inzwischen von seiner Kaplansstelle in Heiligenstadt abberufen und ihm den Posten eines Religionsprofessors am Klosterneuburger Gymnasium übertragen. Da war er noch einmal aufgelebt: Unterrichten junger, aufgeweckter Menschen, Versuche, Begeisterung zu erwecken und Sympathien zu gewinnen; doch es war nur eine kurze Atempause des Positiven. Man warf generell die Geistlichen aus den Schulen hinaus. Religionsunterricht war von nun an Privatsache! Aber auch schon vorher hatte er im Lehrkörper und auch bei vielen Schülern gemerkt, dass man einen Geistlichen nicht unbedingt mochte und überall in der Stadt Klosterneuburg, die bald nur mehr ein Bezirk von Groß – Wien werden sollte, spürte er den „neuen Geist“ und die Schatten der Intrigen und Bosheiten zeigten sich immer stärker.

Er erinnerte sich, wie er mit großer Wehmut zum letzten Mal aus einem der Klassenzimmer im obersten Stockwerk hinausgeblickt hatte; die Klassen waren um diese Zeit längst leer gewesen; nur von ferne hörte man Geräusche von irgendwelchen Verspäteten im Haus. Da war das Stift in seiner ganzen Länge vor ihm gelegen; und ganz links hatte man sogar die kleine weiße Kirche an der Spitze des Michelsberges weit hinter Korneuburg erblicken können. Natürlich gab es auch andere Punkte, wo man diese herrliche Landschaft bewundern würde können; das war keine Frage, aber für ihn wurde es eine bittere Abschiedsstimmung. Hier im Gymnasium wird er sich nicht mehr blicken lassen.

Priester wurden angepöbelt; längst grüßte man sie nicht mehr. Gehässigkeiten kamen von allen Seiten. Das Stift drangsalierte man mit bürokratischen Schikanen, beschlagnahmte, was man gerade brauchte für alles nur Mögliche. Und dann die Revolte der stiftlichen Pächter, die sich ausgebeutet fühlten und von den NS – Stellen aufgehetzt wurden, einfach nicht mehr zu zahlen. Wirtschaftliche Dinge hatten Roman nie interessiert; dafür waren andere zuständig; vor allem der Sekretär des Propstes, Gebhard K., entwickelte da große Fähigkeiten. Der Hass drang überall durch; er brauchte nur durch die Stadt zu gehen oder nach Wien zu fahren. Ein Teil der Stiftsangestellten hatte sich auch schon auf die andere Seite gestellt; sie taten es ganz offen und zeigten ihren Widerstand. Es würde bald noch etwas ganz anderes über die Chorherren kommen, drang aus Parteikreisen durch. Wieder andere Stiftsleute, bisher die Mehrzahl, blieben loyal und ließen sich nicht beirren; doch wer weiß, wie lange noch? Der Druck der „Volksgemeinschaft ...“ Die Nazis machten keinen Unterschied: Pfaffen waren immer Feinde. Der Führer, hieß es allgemein, habe nie katholische Geistliche bei Begräbnissen oder öffentlichen Anlässen geduldet. Ein Priester konnte und durfte einfach nicht dazugehören; doch Roman wollte es nicht; nicht mehr!

Für ihn gab es nur ein Für und Wider, aber kein Daneben stehen. Jetzt war er zum Feind geworden. Und das war er bis jetzt, bis zu seiner letzten Stunde geblieben. Daran hatte auch der große außenpolitische Erfolg mit der Heimholung des Sudetenlandes, Romans Heimat, nichts mehr ändern können. Er konnte die zynischen, herausfordernden Reden Hitlers nicht mehr hören, auch wenn er Benes angriff und lächerlich machte, der gewiss nicht Romans Freund gewesen war. Mitbrüder, seine Landsleute, diskutierten laut darüber, dass ein Krieg verhindert worden war, dass Hitler sogar die Engländer auf seine Seite gebracht hätte; man befragte ihn immer wieder nach seiner Meinung, war er doch stets politisch interessiert und gut informiert gewesen. Doch sie ließen von ihm ab, als sie merkten, dass er nicht diskutieren wollte; doch das hatte er ja früher auch niemals getan. Im

Übrigen kannten sie ja seine Meinung. Er müsste doch jetzt vollauf zufrieden sein! Der eine oder andere, der etwas tiefer sah, wie der wortkarge und stets in sich gekehrte Koloman H. registrierte, dass Roman anders geworden sein musste. Dieser Umschwung, so konstatierte er, musste sehr rasch gekommen sein, doch mit dem düsteren und außerdem noch jüngeren Mitbruder hatte er noch weit weniger Kontakt als zu den andern.

Der Sturm der Nazis auf das Erzbischöfliche Palais im Oktober 1938 hatte ihn persönlich sehr getroffen, aber er hatte dieses feindselige Vorgehen irgendwie schon erwartet. Er kannte die Nazis, er hatte sie durchschaut; das war gar nicht so schwer. Jetzt stand er auf der anderen Seite. Er suchte Verbündete; er fand sie.

\*\*\*\*

Nach dem Ausscheiden aus der Schule gab man ihm eine neue Beschäftigung als Professor der Philosophie an der Ordenshochschule; zu einem anderen Zeitpunkt wäre das eine große geistige Herausforderung gewesen, aber jetzt schienen ihm philosophische Fragen nicht mehr erstrangig. Viele Hörer hatte das Stift in jener Zeit auch nicht mehr; es erstaunte, dass er das Mitschreiben seiner Vorlesung ausdrücklich verbot; erst recht bei seinem Kommentar über Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts“. Glaubte er, dass unter seinen Mitbrüdern Denunzianten sein könnten, die etwa parteifeindliche Äußerungen - mit der Feststellung, worin solche bestanden ging man bald recht locker und großzügig um – melden würden? Aber wer mochte wirklich so etwas tun? Wahrscheinlich nicht einmal Mitbruder Jörg Urban, der als überzeugter NS – Parteigänger galt, auch wenn die Partei mit solchen Leuten wie ihm nichts zu tun haben wollte?

Roman hätte Genugtuung empfinden müssen, als Hitler ein halbes Jahr nach der Eingliederung des Sudetenlandes im März 1939 auch

noch die Rest – Tschechoslowakei zerschlug. Aber konnte und durfte er sich wirklich darüber noch freuen? Es war ein Sieg des Gegners und keine Lösung im Sinne des alten Österreich, das er zwar nur aus Erzählungen kannte, aber er sah darin nur mehr Gewalt, auch wenn er den Masaryk - Benes – Staat nie gemocht hatte.

Im Juli und August fanden keine Vorlesungen statt; das hatte man auch schon vor 1938 so gehalten. Roman suchte für die Ferien um einen Urlaub in England an und erhielt die Bewilligung.

Er hatte England schon immer geliebt, seine romantischen Landschaften, die Schlösser und Burgen, die gotischen Kathedralen und nicht zuletzt das Gewaltige dieses Imperiums. Das war ein Reich! Wie

stets verbannte er aus seinem Denken alle negativen Seiten einer Sache; Roman konnte nur begeistert sein oder ablehnend, Freund oder Feind, liebend oder...? Er fällt seine Entscheidungen niemals schnell und leichtfertig, aber immer eindeutig und gründlich. Er wollte die brutale englische Eroberungspolitik nicht zur Kenntnis nehmen, auch nicht die Verachtung für alle „Kontinentalen“ insbesondere die Deutschen. Das sah er nicht. Und er hatte aus seinem Bewusstsein völlig die historische Tatsache verdrängt, dass in diesem Land seit dem 16. Jahrhundert die katholische Kirche in einem beispiellosen Hass und einer eisernen Konsequenz verfolgt und fast ausgerottet worden war. Es gab nur mehr Klosterruinen – romantisch und unheimlich – und die Kathedralen in ihrer strengen Gotik gehörten alle der Staatskirche und die Katholiken blieben noch bis in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von allen Ämtern und Würden ausgeschlossen und führten ein Dasein zweiter Klasse. Doch für Roman blieb es das Land Shakespeares und der wunderschönen Parklandschaften! Zehn Gedichte hat er in den Tagen des Inselfommers geschrieben; „Lovely Summer“ sogar in schönem Englisch und eines auf die Abtei von Rivaulx mit ein wenig Wehmut über die Baukunst der grauen Mönche. Ja und drei Strophen „Goneril“ die verwunschene sagenhafte Königin von Avalon.

Roman hatte sich auch in London mit Emigranten, ehemaligen Österreichern, getroffen, die nach dem März 1938 hierher geflüchtet waren oder auch jene wenigen, die sich zu jenem Zeitpunkt zufällig auf der Insel aufgehalten hatten und nicht mehr heimgekehrt waren. Er suchte Kontakte, Verbündete. England würde, davon war er auf festeste überzeugt, ein Gegner des neuen Deutschland sein, ja würde es sein müssen.

Er blieb nicht dort, er kehrte zu seinen Freunden zurück, vor allem zu ihnen. Sie würden ihn in den kommenden Monaten brauchen. Ja und auch zu seinen Mitbrüdern.

\*\*\*\*

In alle Erinnerungen, Gedankenketten und Bilder der Vergangenheit schob sich immer wieder **ihr** Bild. Nein, nicht das der Mitkämpferin Lou Kanitz, die jetzt schon in irgendeinem Gefängnis ihre Jahre absitzen musste, wenn sie sie überhaupt überlebte, denn man starb in diesen Jahren in den Gefängnissen und Strafanstalten; an Krankheiten, um die sich niemand kümmern wollte oder an plötzlichen Unfällen, die niemand

zu klären beabsichtigte. Oder man schickte die Insassen, um Platz zu schaffen, in ein KZ. Ein ganz einfacher Befehl genügte.

Aber er dachte jetzt nicht an sie; seine Fantasie klammerte sich in seinen letzten Tagen und Stunden an Grete G., die er in Freiheit wusste und die inzwischen bei einer Dienststelle der Luftwaffe eingeteilt worden war. Wenn sie nicht auch schon durch die Bomben umgekommen war. Aber sie lebte, sie musste leben; das wusste er. Genau so, als ob sie eben zu ihm gesprochen hätte. Grete G., die schlanke, blonde Frau mit den herrlichsten Augen der Welt in ihrem wunderbaren Gesicht. Sie war **seine** Goneril, seine verzauberte Prinzessin; und niemand anderer.

In den ruhigeren Stunden nach dem Todesurteil hat er sich fest vorgenommen, an dieser zartesten Erinnerung nicht zu rühren und sie nicht in die Realität zu rufen, vielleicht aus Angst, vor dem Tod zu verzweifeln. Doch er kann seine Gedanken nicht beherrschen; sie steigen auf; helle und schöne Gedanken, aber auch schwarze und ungewünschte und ängstlich machende.

Er hat sie schon in der Zeit vor seiner Priesterweihe gesehen; sie sang im Kirchenchor, den sein Mitbruder Andreas genial leitete, auch er nicht beliebt bei seinen Mitbrüdern, auch er ein Einzelgänger unter ihnen, aber durchaus weltoffen und befreundet mit Künstlern, vor allem Musikern. Der Zufall und die Regelmäßigkeit haben ihre Blicke zueinander geführt. Bei den Hoch – und Pontifikalämtern führte die Prozession der Chorberrn vorbei am Grab des hl. Leopold durch den Kreuzgang ins Mittelschiff der Kirche und dann hinauf ins barocke Chorgestühl mit den vielen Wappen der habsburgischen Länder, auch solchen, die nur kurz im Besitz der Habsburger gewesen waren und jetzt seit mehr als 200 Jahren anderen gehörten oder als Territorium gar nicht mehr existierten. Sobald die Prozession aus dem Kreuzgang kam, hatten der Chor und das Orchester eingesetzt. Roman hatte unter seinen Mitbrüdern im Chorgestühl Platz genommen, genau gegenüber der Orchesterempore.

Grete G. kam aus einer gutbürgerlichen katholischen Familie, sie würde die Matura ablegen und ein bürgerliches Leben führen, vielleicht hier in Klosterneuburg oder auch in Wien. Wenn sie einander trafen, hatten sie sich begrüßt, ein paar freundliche Worte miteinander gewechselt; junge Menschen, getrennt durch Regeln und Gelübde, vereint durch Glauben und Freude am Künstlerischen. Sie hat sich bei seiner Primiz, der ersten Messe nach der Priesterweihe, von ihm den Segen geben lassen. Das taten alle Gläubigen; es war stets ein großes Ereignis, denn ein Neupriester bedeutete Gnade.

Dann hat er sie aus den Augen verloren; in die Heiligenstädter Pfarre kam sie nicht; sie hatte in der Stiftskirche genug zu tun. Und Roman überfiel die riesige Arbeitslast eines neuen Kaplans. Die Pfarrer hatten stets die gleiche Ansicht, dass die Jugend vor allem arbeiten

muss und das aufzuholen hat, was von einem selber oder vom Vorgänger liegen gelassen worden war: die Seelsorgestunden, die Betreuung der Runden und katholischen Vereine, getrennt nach Frauen und Männern; Messen, Taufen und Begräbnisse. Man blieb in seinen Kreisen, fand sich aber zu den Hochfesten wie am 28. August, dem Fest des Ordensgründers Augustinus oder am 15. November, dem Hochfest des Stifters von Klosterneuburg ein und blieb über das Mittagessen bis nach der Vesper. Roman fand immer noch Zeit, viel zu lesen, zu denken und zu schreiben. Die zwei Jahre in Heiligenstadt vergingen wie im Flug; dann ging es wieder nach Klosterneuburg.

Grete G. traf er jetzt öfters, musste sie treffen, denn sein Weg führte hinauf zum Gymnasium oder hinunter in die Untere Stadt; er machte Spaziergänge auf den Buchberg.

Es gab herrliche Gespräche; Musik, Literatur, deutsche und englische, die Vorliebe für Kathedralen, englische und französische. Roman zeigte ihr seine Gedichte nicht, aber er sprach von Romanfiguren, von der verzauberten Goneril, die er sich wie Grete G. vorstellte. Sie hatte Goneril zuerst nur als eine der Töchter König Lears gekannt.

Sie machte etwas aus sich, aber sie kleidete sich stets sehr dezent und hatte klare und feste Ansichten; vor und nach dem März 1938; genau so wie ihre Familie. Grete war so ganz anders als das neue deutsche Frauenideal, das das NS – Regime so forcierte; sie war blond, doch weit entfernt von dem sportlichen oder dem ländlichen Typ, der sich so gut in Reih und Glied einfügen ließ.

Über Politik sprach Roman nie mit ihr; er hörte sich ihre Ansichten an und riet ihr zur Vorsicht. An seine Vergangenheit und auch an seine neue Richtung rührte er niemals. Da gab es eine feste und eindeutige Grenze. Selbst jetzt noch erfüllte es ihn mit Freude und Genugtuung, dass sie genau diesen Bereich nicht überschritten hatten. Sie lebte und sie lebte in Freiheit.

Trotz aller Übereinstimmung hatte Roman auch nicht gewollt, dass sie seinen Freundeskreis kannte; weder die Akademiker noch die Studenten. Grete G. war leise, diese Männer waren eher laut und Hartmann, dem Schauspieler, wollte er nicht so recht trauen. Der Bühnenkünstler und entschlossene Kämpfer war ein Fraueneroberer; vielleicht schon von seiner Anlage her und sicher auch durch den Beruf. Grete kam jedenfalls nie in diese Kreise. Sie hatten eine gemeinsame Welt, aber nicht diese.

Sie erlebte seine Englandreise aus seinen Erzählungen; er zeigte ihr sein englisches Gedicht.

1940 trat Luise Kanitz auf; eine Vollblutmusikerin, eine Pianistin, die die Welt kannte und die auf ihr aufzutreten verstand, älter als G. und einige Jahre Ehe hinter sich, aber jetzt von ihrem Mann getrennt lebend.

Auch jetzt noch war Roman fest entschlossen, Grete G. nicht in seine politischen Kreise zu ziehen. Auf eine Frage von Kanitz wehrte Roman schroff ab. Kanitz meint, das wäre seine Entscheidung und, ohne kränkend zu werden, sie glaube, dass diese Frau ein wenig zu weich für solche Aufgaben wäre.

Luise Kanitz wusste genau, was sie wollte. Sie ging auf Roman zu, zeigte ihm ihre Sympathie und Bewunderung und führte eine offene Sprache. Sie gewann auch sehr bald die Achtung der Kameraden. Mit Hartmann schien sie sich gut zu verstehen. Anders als mit Grete G. sprach Roman mit ihr über politische und organisatorische Fragen. Sie war eine ganz andere Frau. Nur ganz selten griff sie ein künstlerisches Thema auf, klar, genau, niemals schwärmerisch.

\*\*\*\*

Im Mai ist es besonders schön, durch die Au an den Strom spazieren zu gehen. Sie hatten sich hinter der Sportanlage getroffen und gehen jetzt weitab von der Straße, die zur Rollfähre führt oder zur „Fliegenden“, wie sie die Klosterneuburger allgemein nur nennen, auf den kleinen Pfaden durch den Auwald.

Roman hatte den Weg über den Konventsgarten und durch das Wassertor genommen, „Bibi“ Goller war über die „finstere Stiege“, wie sie im Volksmund genannt wurde – finster und unheimlich zeigte sie sich allemal, obwohl sie eigentlich Pfisterstiege hieß, weil sich dort in alten Zeiten die Bäckerei des Chorherrenstiftes befunden hatte – und dann ebenfalls über das Wassertor entlang des Kierlingbaches zum Treffpunkt gekommen. Sein Jagdhund lief neben ihm her, edel, schön, gefleckt, ein Aristokrat unter den Hunden.

Otto Hartmann und Dr. Zimmerl hatten die Franz – Josephsbahn genommen und waren an der Kierlinger Station ausgestiegen. Heute, an diesem Mai – Samstag hatte Hartmann, der Hundertschaftsführer die Losung ausgegeben, nicht wie sonst den zweiten Waggon von hinten zu nehmen, sondern getrennt zu fahren; der eine im ersten, der andere im letzten Wagen. Hartmann ließ Zimmerl vorausgehen, denn durch sein deutlich sichtbares Leiden, das ihn vor der Wehrpflicht bewahrte und es auch mit größter Wahrscheinlichkeit auch für die Zukunft tun würde – er litt an einer Verkrüppelung der Wirbelsäule, hielt den Kopf etwas schief und ging außerdem schlecht – würde er mehr Zeit für den Weg benötigen. Das Treffen fand auf Hartmanns Anregung statt und es sollte heute nur der innere Kreis daran teilnehmen.

Roman hatte schon nach kurzer Zeit feststellen können, dass mit dem Dazustossen des Schauspielers eine ganz andere Dynamik in den Aktivitäten seines Kreises Platz gegriffen hatte. Fritz Lehmann, für kurze Zeit ein besonders geschätzter Mitbruder von romantischem Wesen, überaus künstlerisch begabt und ein wunderbarer Kamerad hatte den Schauspielerkollegen vorgestellt; ja Lehmann hatte nach seinem Austritt aus dem Orden der Augustiner Chorherren die Laufbahn eines darstellenden Künstlers ergriffen und war so näher mit Hartmann bekannt geworden. Lehmann sah mit Bewunderung zu dem älteren Hartmann hinauf, der schon seit einiger Zeit am Burgtheater wirkte. Er hatte ihm viel Zeit geschenkt, ihn beraten und sehr bald sein ganz großes Vertrauen gewonnen. Nur wenige Worte, Andeutungen, Verstehen, das alles schien Lehmann ein seltsamer Glücksfall zu sein. Die Bekanntschaft ging bald in eine dicke Freundschaft über. So musste ein Mann beschaffen sein, den Roman für seine Bewegung brauchte. Er hatte es nicht zu bereuen. Über Glaubensdinge sprach er mit dem Chorherrn allerdings nie, denn er war Protestant; doch das spielte keine Rolle; wesentlich sollte allein die Gesinnung sein, und Roman musste sich eingestehen, dass bei ihm religiöse Themen schon seit einiger Zeit immer mehr in den Hintergrund getreten waren. Seine Aufgabe sah er jetzt ganz wo anders. Im Übrigen pflegten die Chorherren einen augustinisch – liberalen – großzügigen Geist der Toleranz; das war gute Tradition.

Hartmann drängte, hatte stets neue Ideen und heute sollte es um etwas Wesentliches gehen. Der Jäger Goller liebte die Au, weil er sie seit seiner Kindheit kannte; er war der einzige in der Runde, der etwas von Waffen verstand, ja als unbestrittener Experte gelten konnte; schon wie er eine Waffe in die Hand nahm und sie beurteilte. Selbstverständlich hatte er einen Waffenschein und besaß außer zwei Pistolen auch ein österreichisches Mannlicher – Gewehr (Muster 1895); den Glanzpunkt stellte allerdings ein großkalibriges Jagdgewehr Magnum dar. Er hatte die Pistolen für Dr. Zimmerl (den sie manchmal

auch Tschin nannten) und für Roman eingeschossen, kleinere Reparaturen daran vorgenommen und er bewahrte die Pistolen – und Gewehrmunition auf, über welche der innere Kreis verfügte: über 500 Schuss.

Sie haben sich den Weg zur Donau mit Gesprächen verkürzt. Ein besonders aktiver Mann, ein leidenschaftlicher Gegner der Nazis, schon seit 1934, Alois Hradil, den aber keiner mit diesem Namen ansprach, sondern der nur nach seinem Couleurnamen Attila aus der seit zwei Jahren aufgelösten Studentenverbindung bekannt war, hatte die Einberufung erhalten und diente jetzt bei einer Truppe im „Altreich“, wie man Deutschland ohne die Neuerwerbung von 1938 bezeichnete. Er

würde bestimmt erst nach seiner Ausbildung Heimaturlaub bekommen und sich dann wieder melden. Viel konnte man von ihm jetzt und in Zukunft wohl nicht erhoffen. Goller knüpfte an diesen Punkt an und beklagte sich bei Roman über einen Mitkämpfer namens Schleifer. Er legte sich keinen Zwang auf, dieser grobknochige Maturant, laut und überall aneckend, hatte sich wohl mit einer Gruppe von Gymnasiasten der Freiheitsbewegung zur Verfügung gestellt - und diese Leute zeigten sich auch als durchaus in Ordnung – aber Schleifer selbst führte stets nur das große Wort und ließ allein seine Meinung gelten und war überdies unverschämt frech gegenüber Älteren und Erfahreneren. Was der nicht alles versprochen hatte! Und dann nichts, absolut nichts gehalten. Der Mann nahm keine Aufträge an, ließ sie liegen oder führte sie verspätet aus. Nein, kein Verräter, das sicher nicht. Aber dieser Kerl hat sich verliebt, ausgerechnet jetzt; mit ihm war nichts mehr anzufangen, er führte sich auf wie ein balzender Auerhahn, so blind, dass man ihn mit einer Stange vom Ast schlagen könne. Roman, der „Chef“, müsse ihn unbedingt auf den rechten Weg weisen. So ginge das nicht weiter.

Prächtig wälzt sich der Strom dahin; am anderen Ufer direkt vor Korneuburg zwei hell metallisch blinkende riesige Öltanks – das ist das Ziel! Man müsste sie sprengen, in Flammen setzen. Hartmanns Stimme klang gepresst. Das würde einen gewaltigen Schlag bedeuten.

Aber sie haben keinen Sprengstoff – noch nicht.

Es muss etwas geschehen, Hartmanns Ungeduld ist unverkennbar. Schon vor einigen Tagen hatte er Roman von der hirnrissigen Idee des Kaplans Kühmayer erzählt; die Leute sollten doch anstelle von Flugblättern mit scharfkantigen Steinen Parolen auf Glasscheiben von Straßenbahnen, Autobussen oder Auslagen ritzen. Mit solchen Leuten möchte er am liebsten nichts zu tun haben. Es müssen größere Aktionen sein, systematisch geplant; das hier zum Beispiel; aber da hat ja niemand einen konstruktiven Gedanken! Hartmann fragt Goller rundheraus, was er vorschlagen würde. Ob man mit dem Magnum - Jagdgewehr über den Strom hinweg die Öltanks in Brand schießen kann; mit der entsprechenden Munition natürlich.

Goller überlegt, sagt, er hat damit keine Erfahrung; das große Kaliber des Jagdgewehrs macht es allein nicht aus; aber er wird darüber nachdenken. Dr. Zimmerl wendet ein, das In – Brand – Schießen sei wahrscheinlich ungefährlicher, weil der Schütze gedeckt ist und nachher sofort verschwinden kann. Goller zeigt keine Freude über diesen Vorschlag. Woher die Spezialmunition genommen werden soll? Je mehr er sich das ansieht, umso unwahrscheinlicher erscheint ihm ein Erfolg.

Hartmann blickt spöttisch in die Runde, dann zum Himmel, als wollte er sagen: mit welchen Dilettanten habe ich es hier zu tun! Roman

sucht zu begütigen, aber der Schauspieler bleibt hart. Sie brauchen unbedingt Sprengstoff in größerer Menge; auch für andere Objekte. Roman nimmt Goller das Versprechen ab, sich die Lösung mit dem Jagdgewehr durch den Kopf gehen zu lassen; es wird ihm schon etwas einfallen.

Dann gehen sie zurück; der Chorherr hat noch das Chorgebet und das Abendessen mit seinen Mitbrüdern vor sich. Hartmann sagt, er müsse heute noch unbedingt ins Burgtheater. Sonst hat er eigentlich viel Zeit; es scheint, dass er nicht allzu viele Proben hat und nur wenige Rollen verkörpert. Die Hauptsache ist, dass er sich der Sache widmen kann und hin und wieder neue gute Leute bringt. Vom Burgtheater hat er bereits drei Männer anwerben können; nein, keine großen Künstler, sondern technisches Personal. Ein Mann mit einem großen Namen ist darunter, der Sohn eines ehemaligen Direktors dieses ehrwürdigen Hauses. Aber es werden sicher noch mehr werden.

Dr. Zimmerl geht wieder voraus; auf ihn wartet eigentlich nichts. Er hat zwar ein abgeschlossenes Jusstudium hinter sich und bereits als Gerichtsreferendar gearbeitet, doch die Nazis haben ihn in einem hohen Bogen hinausgeworfen: politisch unzuverlässig in hohem Maße. Jetzt studiert er noch einmal; an der Philosophischen Fakultät; Sprachen. Was er damit anfangen soll, wenn er damit fertig werden würde? Wenn sich vielleicht bis dahin das politische System geändert haben sollte? Genauso wie Hartmann hat er viel Zeit. Hartmann schätzt offensichtlich seine Genauigkeit bei der Arbeit, aber er kann ihm nur solche Aufgaben stellen, die ihm körperlich nichts abverlangen. Bei der Sprengstoffbeschaffung kommt er schon gar nicht in Frage. Er wird das selber in die Hand nehmen. Er sagt das auch dem „Chef“, bevor sie sich noch in der Au voneinander verabschieden.

Die westliche Sonne beleuchtet das Stift; von der Auseite her sieht man die Türme und die hoch aufragenden Teile des Altstifts.

\*\*\*\*

Der aus Westfalen stammende Propst Bernhard Schmedding hat am tiefstgelegenen Punkt des Stiftes am Ufer des Kierlingbaches das Wassertor errichten lassen; 1671 steht auf der Inschrift der wuchtigen Wölbung; rechts vom Tor ist eine hochgezogene Mauer, um das Hochwasser abzuhalten, aber in den Hochwasserjahren drückt es das Grundwasser aus den tiefen Kellern heraus. Hart am Bachufer lag einst die stiftliche Mühle, und das Haus trägt die Jahreszahl (1)702 und das war eine kluge Anlage, denn nach hinten hinauf zog sich einst die Bäckerei des Stiftes und die Stiege. Das Haus dient längst nicht mehr seinen ursprünglichen Zwecken, sondern wurde für Wohnungen der

Stiftsbediensteten umgestaltet genauso wie auch der große burgartige Komplex, durch den ein hohes gotisches Tor führt. Das alles gehört noch zum Stiftsbezirk, auch wenn dort recht weltliche Menschen hausen. Links vom Wassertor kann man durch eine kleine Pforte in den großen Stiftsgarten gehen, vorbei am Palmenhaus und dann steil hinauf ins alte Konventsgebäude. Viele Chorherren nehmen gerne diesen Weg über den Garten, weil es der kürzeste Weg zur Eisenbahn und Busstation nach Wien ist. Nach der strengen Ordnung muss um 9 Uhr abends das große Tor verschlossen sein; daran hat sich bis jetzt auch nach den politischen Verhältnissen nach dem März 1938 nichts geändert.

Ein Mitglied der Österreichischen Freiheitsbewegung namens Heribert A. Ziegler wohnt dort im oberen Teil des ehemaligen Mühlenhauses. Man kommt über eine enge Treppe hinauf und die Fenster gehen alle in einen anderen stiftlichen Garten hinaus; er fällt ziemlich steil ab und ist mit Obstbäumen bepflanzt.

Hartmann hat für diesen Juniabend diese Wohnung als Versammlungsort bestimmt. Für Roman liegt das alles sehr günstig, denn er bewegt sich nur auf Stiftsgelände und kann, von außen ungesehen, sich wieder schnell zurückziehen. Auch die anderen sind noch vor 9 Uhr abends ins Haus gekommen; Ziegler hat einen Schlüssel und wird sie nach Ende der Versammlung einzeln zum Tor hinausbegleiten. Zieglers Mutter wurde aus dem Wohnzimmer gebeten; man sagt ihr, sie sollte Ausschau halten und Wache stehen. Von den unteren Nachbarn droht keine Gefahr; die Gärtnerfamilie gehört bestimmt nicht zu den Nazis. Roman kennt den Gärtner vom Sehen; es ist ein stiller, weißhaariger Mann etwa um die Vierzig. Er ist immer freundlich, aber zurückhaltend, weil er weiß, dass Herr Roman, wie alle Angestellten immer zu sagen haben, lieber für sich ist und am liebsten nicht angesprochen werden will. Doch hie und da hat es sich schon ergeben und man redet über Bäume und Pflanzen; er schätzt diesen Mann, der eigentlich mit ihm gar nichts zu tun hat und dem Herrn Paulus unterstellt ist, dem der gesamte Gartenbereich zugeteilt worden ist genau wie einer für den Wald und die Jagd, für die Landwirtschaft oder für die Weingärten zuständig ist. Für die Bibliothek und das Stiftsarchiv ist übrigens für später einmal Roman vorgesehen. Herr Paulus hat diesen Mann zum Obergärtner befördert und so führt er jetzt die Aufsicht über die Gärtnerburschen. Jetzt hat er ihn schon länger nicht mehr gesehen und dann gehört, dass er zur Wehrmacht einberufen worden ist. Seine Frau steht allein mit zwei Kindern da.

Den Vorsitz führte Roman; Hartmann und Zimmerl gehören zum Triumvirat. Mit am Tisch sitzen Goller, Strasser, Heintschel-Heinegg sowie die jüngeren Mitglieder Crammer, Schleifer, Würztl und als eine Art Adjutant Ziegler; wohl mehr, weil er hier und heute Gastgeber ist. Und da ist Kanitz, die Frauenschachtführerin! Roman bittet sie nicht ständig zu

den Zusammenkünften; nicht, weil er ihr nicht vertrauen würde. Er glaubt, dass sie treuer und verlässlicher ist als so mancher Mann; ausgenommen Zimmerl und vor allem Hartmann, die alles bis ins Detail kennen und die sein anderes Ich in dieser Bewegung sind. Roman ist auch der Auffassung, dass die Frauen seiner Bewegung – bisher hat Kanitz zehn geworben – nicht in alles eingeweiht sein müssen, denn es gibt bestimmte Dinge, für die Frauen nicht geschaffen sind. Hartmann hat darauf bestanden, Kanitz heute herzubitten. Beim Eintreten haben sie den Freiheitsgruß mit der geballten rechten Faust geleistet, sich dann aber doch auch die Hände geschüttelt. Roman wird entweder mit „Karl“ oder mit „Chef“ angesprochen. Karl war sein bürgerlicher Name gewesen, bevor er in den Orden eingetreten war.

Hartmann hat es eilig, es ist sehr viel zu besprechen; zuerst lässt er sich von der Flugblattaktion berichten, entwirft Texte, prüft und korrigiert die Vorschläge, die von Crammer und Würzl kommen. Doch im Grunde genommen hat nur er die wirklich zündenden Einfälle, denn er ist ein Mann des Worts; es kann sogar vorkommen, dass er den „Chef“ verbessert, der in der Literatur zu Hause ist und der selbst schreibt; allerdings nur Gedichte. Eine Abziehmaschine ist besorgt, das Papier beschafft; dann muss es ans Vervielfältigen und Verteilen gehen. Hartmann mahnt, die Zettel nicht *en bloc* schnell loszuwerden, denn dann kann der Haufen gleich von den Nazis wieder eingesammelt werden; die Zettel sollen richtig „fliegen“; denn sie heißen ja auch so.

Es gibt eine kurze Debatte, welches die beste Zeit für das Verteilen ist; vor oder nach Mitternacht.

Doch das alles ist heute nicht die Hauptsache; man merkt Hartmann an, dass er das alles hinter sich bringen will. Nun kommt er zum „harten“ Thema, auch wenn Kanitz dabeisitzt oder gerade wegen ihr. Hartmann fragt Goller, was ihm wegen des Sprengens der Öltanks eingefallen ist. Goller gibt kurz und bündig zur Antwort, dass es mit einem Gewehr auch noch so großen Kalibers nicht gehen wird; man braucht dazu Brandmunition und diese wird am besten mit einem Maschinengewehr verschossen. Das ist allen klar, denn sie haben – ausgenommen Roman – genau so wie auch Hartmann selbst eine kurze Ausbildung bei einem Wehrverband mitgemacht und dabei mit dem österreichischen Maschinengewehr M 7/12 geschossen; truppengedient ist keiner, denn für den Weltkrieg waren sie noch zu jung und eine Wehrpflicht beim Bundesheer hat es erst seit 1936 gegeben.

Hartmann meint, sie würden einmal Maschinengewehre haben, vielleicht in gar nicht allzu ferner Zukunft. Und nicht nur österreichische, sondern auch deutsche.

Wie er dasanstellen wird, darüber denken sie jetzt nicht nach. Hartmann reißt alles an sich und will alles durchziehen.

„Aber für eine Aktion wie die Sprengung der Öltanks und der Wiener Gasometer brauchen wir Sprengstoff. Ich habe das schon beim letzten Mal gesagt und es geht darum, dass wir Sprengstoff beschaffen.“

Zimmerl wirft ein, in der Garnison Klosterneuburg, noch dazu mit Pionieren in Menge, sollte es kein Problem sein, Sprengstoff zu holen. Es wird kurz diskutiert; die Bunker mit dem Sprengstoff sind gut bewacht, es würde außerordentlich schwer sein, ihn mitten aus der Kaserne herauszuholen. Sie haben niemanden bei der Truppe hier, ganz abgesehen davon, dass das ein Himmelfahrtskommando erster Ordnung ist. Kein Soldat wird sich dafür hergeben; darauf steht das Todesurteil.

Hartmann stimmt zu und holt sich ein zustimmendes Nicken beim „Chef“; es ist aber mehr Gefälligkeit als wissende Übereinstimmung, denn der Chorherr kennt sich in den Klosterneuburger Kasernen, noch dazu im jetzigen Zustand, nicht besonders gut aus. Er hat zwar seit dem Ende seiner Tätigkeit als Religionsprofessor am Gymnasium und seinen Vorlesungen im Stift an der Ordenshochschule auch noch die Funktion eines Standortgeistlichen, aber er wird nur höchst selten gebraucht; Gottesdienste und Versehgänge finden kaum statt und dann bewegt er sich in den beiden Kasernen, in der an der Leopoldstraße und in jener am Durchstich immer nur in einem engen Bereich; also kann er nichts wirkliches wissen und ins Zeugsdépot kommt er überhaupt nicht.

Es müsste ein etwas abgelegenes und daher auch nicht so gut gesichertes Munitionsdepot sein. Hartmann hat da etwas im Auge; er wird das auskundschaften; aber nicht allein, er geht mit einem Mädchen, denn das ist die unauffälligste Tarnung, die man sich denken kann. Dann blickt er Kanitz an; der „Chef“ nickt ihr aufmunternd zu; das sei schon in Ordnung. Hartmann ist verlässlich; er wird seine Rolle nur „spielen“.

Kanitz stimmt zu.

Die Besprechung ist zu Ende. Die Teilnehmer verabschieden sich und gehen leise über die Stiege hinunter. Heribert Ziegler lässt sie beim Tor hinaus. Hartmann hat den Termin der Aktion nicht vor allen bekannt gegeben; nicht, dass er ihnen misstraut, nein, das nicht, aber es verleiht Macht und Ansehen, wenn nur er und der engste Kreis alles genau wissen. Kanitz wird er kurz vorher verständigen; sie hat nicht viel zu tun; Konzerte gibt sie jetzt keine.

Heute haben die für das Abhören des Londoner Senders eingeteilten Männer nichts berichtet; Hartmann hat diesen Tagesordnungspunkt stillschweigend übergangen. Nach dem unerwartet schnellen Zusammenbruch Frankreichs und dem Beginn der Luftschlacht über England erübrigt sich jeder Kommentar.

\*\*\*\*

Wie bei der letzten Besprechung fixiert fahren Hartmann und Kanitz mit der Stadtbahn bis zur Endstation in Hütteldorf. Es soll wie ein Wienerwaldausflug von zwei jungen Menschen aussehen, die miteinander eng verbunden sind. Beide sind wandlungsfähig; Hartmann schon von seiner Ausbildung her und Mucki oder Lou – wie sie sich in Anlehnung an ihren wirklichen Vornamen Luise nennt – ist ebenfalls gut geeignet, Rollen zu spielen. Sie beherrscht ihr Gesicht und ihren Körper; der Weg zur Konzertpianistin ging nur über eiserne Selbstdisziplin; und doch ist sie ein warmer, fröhlicher Mensch. Fröhlichkeit spielt sie heute auf dem ersten Teil dieser Wanderung ins Hallerbachtal, zu dem die meisten Wiener aber nur Halterbachtal sagen; der Hallerbach mündet bei der Hadikgasse von der linken Seite in den Wienfluss. In diesem späten Frühling haben beide nicht mehr viel Wasser.

Die Sache drängt und ist eigentlich gar nicht so fröhlich. Es geht um den Sprengstoff. Hartmann hat in Erfahrung gebracht, dass an einem Seitenweg der Hüttelbergstraße ein Munitionsdepot der Wehrmacht liegen soll; es sind nicht viele Soldaten zur Wache dort. Man muss sie überfallen, ihnen die Schlüssel abnehmen und den Sprengstoff, so schnell als nur möglich abtransportieren. Sonst kommt man niemals weiter; man braucht ihn für die Öltanks, die Tankwaggons und für das Hauptprojekt: den Gasometer. Lou hat zugestimmt, obwohl es ihr nicht leichtgefallen ist. Aber sie haben praktisch nur sie, die dabei mitmachen kann.

Langsam, keine Aufregung zeigen! Gleich rechts führt eine kleine Seitenstraße hinein. Natürlich kann da auch ein Lastkraftwagen fahren; wie hätte man denn sonst Munition und Sprengstoff hingebacht? Das Depot muss abseits von den Häusern stehen; das ist Vorschrift. Sie gehen aber nicht ganz nahe heran; das wäre zu auffällig. Dann fällt Mucki plangemäß in Ohnmacht; sie tut es außerordentlich geschickt; ihr Dirndlrock hat sich verschoben, das wirkt noch echter. Hartmann beugt sich über sie, tut so, als wolle er ihr helfen, dann ruft er und hebt sie auf, trägt sie auf den Armen. Sie haben das schon vorher ordentlich probiert. Jetzt müssen die Soldaten kommen. Hartmann wird sie bitten, die Frau in die Hütte hineinragen zu dürfen; eine Bank wird es da doch wohl geben. Vielleicht kann man auch zwei Stühle aneinanderschieben. Hartmann ruft noch einmal. Die Türe des Depots öffnet sich, langsam und gemächlich kommt ein Mann heraus.

Aber was ist das? Das ist doch nicht Wehrmacht! Solche Figuren gibt es doch gar nicht. Sie tragen breite Ledergürtel und Tellerkappen. Ist

das eine Komödie? Es sind – und nun kommt auch noch ein zweiter Mann aus der Tür – Angestellte einer Wach – und Schließgesellschaft; Männer, welche die Wehrmacht sicher nicht mehr brauchen kann und auch schon ziemlich alt. Für solche Dienste gibt es schon längst keine jüngeren Männer mehr. Es sind Männer von hier, wie man gleich nach den ersten Worten bemerken kann. Etwas grantig und dann doch gutmütig fragen sie, was los ist.

Hartmann gibt sich vor solch einem missratenen Publikum nur wenig Mühe. Er sagt, dass dieser Frau plötzlich schlecht geworden sei; Ohnmacht; ob er sie drinnen hinlegen kann; auf ein Bett oder so etwas. Ja, ein Bett haben sie in der Hütte, denn sie sind immer zu zweit und haben ja auch Nachtdienst. Sie haben nichts dagegen, die Frau hineinzutragen; kein Hinweis auf ein Verbot. Das kommt Hartmann allzu einfach vor. Es ist ein dilettantisches Spiel geworden; man hat Mucki aufs Bett gelegt. Schnell schaut er sich um; die Türe in den rückwärtigen großen Raum ist sogar offen und es ist nichts zu sehen. Der Raum ist leer; es gibt zurzeit keine Munition und keinen Sprengstoff hier. Das Lager ist geräumt; darum stehen auch nur diese traurigen Wachfiguren hier. Das ist ihm ja gleich aufgefallen; hier gibt es nichts zu holen. Mucki schlägt die Augen auf; beide spielen das Theater ohne großen Enthusiasmus weiter. Sie bittet um Wasser und erhält einen Schluck Tee aus einer grässlich schmutzigen Thermosflasche. Sie sagt, es wird schon wieder gehen, sie weiß selber nicht, woher das gekommen ist, sie wird demnächst zum Arzt gehen müssen. Die beiden Männer wechseln einen vielsagenden Blick: seit März 1938 sind viele Kinder entstanden. Das ist nun einmal so; und die vielen Soldaten auf Urlaub.....

Hartmann stützt sie und sie gehen langsam, bis sie aus dem Blickfeld sind. Er hat sich noch bemüßigt gefühlt zu sagen, er werde beim nächsten Telefon wohl ein Taxi rufen lassen.

Also das ist gescheitert! Nichts mehr da! Hartmann presst hervor:

„Wir müssen uns jetzt das Zeug aus Linz besorgen; der Huber wird das machen. Er hat gesagt, er weiß, wo er es herbekommt. Aber die Zeit wird knapp. Er will und muss handeln. Vielleicht ist es besser, wenn ich selber fahre.“

Mucki soll ihn begleiten.

\*\*\*\*

Sein Gesicht glüht; Ärger hat ihn gepackt. Er geht schnell durch den unteren Teil des Stiftsgartens. Die Bäume machen es angenehm dunkel, denn der Tag im Juni dauert lange. Wenn er es sich ehrlich eingesteht, dann tut er genau das Gegenteil von dem, was der heilige Augustinus in seiner Ordensregel befiehlt. Man soll sich den Mitbrüdern nicht verschließen, auch wenn der große Heilige einräumt, dass man nicht mit allen gleich gut auskommen kann und es nur menschlich ist, den einen lieber zu haben als den anderen. Aber er hat sich ja von den Mitbrüdern so gut wie ganz zurückgezogen, sich nur auf ein Minimum im Zusammenleben beschränkt; Chorgebet und gemeinsame Messfeier. So oft es geht, zieht er sich ins Stiftsarchiv zurück, arbeitet an den Faszikeln; hier ist er ungestört. Aber seine Gedanken schweifen weit hinaus, sehr weit; die alten Pergamente und Papiere vermögen ihn nicht wirklich festzuhalten.

Ja, er hält auch noch seine Vorlesungen; die einen für die Studenten, aber auf Befehl des Propstes Alipius Linda soll er vor allen Chorherren des Hauses über Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts“ sprechen. Er macht diese Sache absolut nicht gern, denn er mochte diesen Parteiphilosophen auch schon vorher nicht; außerdem hat er das Gefühl, man will ihm, der in den Augen der Chorherren immer noch Nationalsozialist ist, Gelegenheit geben, mit seinem Wissen zu prunken und seine Gesinnung auszuleben. Sie haben ihn nie verstanden und verstehen ihn jetzt erst recht nicht. Sie glauben, dass er sich nach der Niederlage Frankreichs und wohl bald auch Englands sehr glücklich und am Ziel seiner politischen Wünsche sehen müsste. Die Ansichten, die er stets zu hören bekommt, sind so abgeschmackt – trivial, dass ihm übel werden könnte. Oft hält er es gar nicht mehr aus, springt auf und verlässt den Raum, während die Herren diskutieren oder das, was sie dafür halten.

Es ist ein so gigantisches Missverstehen. Es würde auch nichts nützen, wenn er ihnen erklärt, wie er jetzt denkt. Es wäre auch die Frage, ob man es ihm glaubt. Das Misstrauen hat sich längst eingeschlichen.

Unter den wenigen Studenten, es werden immer wieder welche zur Wehrmacht eingezogen, hat er einen besonders liebgewonnen. Es ist ein bereits gereifter Mann, ein Diplomingenieur, der nun sein Leben von vorne beginnt und Theologie studiert. Er gibt sich sehr viel Mühe, obwohl er schon ein recht schwieriges akademisches Studium an der Technischen Hochschule absolviert hat und dann als Beamter im Handelsministerium eine fixe Anstellung besaß, wieder ein echter Schüler zu werden und alles in sich aufzunehmen. Man hat ihn aus dem Ministerium hinausgeworfen und das nicht ohne Grund, denn er bekleidete bis zum März 1938 das Amt eines Bundes – und

Landesfachleiters der „Vaterländischen Front“, der Einheitspartei im Ständestaat Schuschniggs. Genau so wie Roman ist er an einem 27. August, dem traditionellen Einkleidungsstag am Vortag des Augustinusfestes, in den Orden eingetreten. Er war der erste Novize, den der neue Propst in die Gemeinschaft aufgenommen hatte und so bekam er, wie es in Klosterneuburg Brauch ist, den gleichen Ordensnamen wie der Propst: Alipius. Er akzeptierte seinen Lehrer Roman voll und ganz, obwohl er fast elf Jahre älter ist. Roman fühlt sich ihm seelenverwandt, denn Alipius Wollenik ist keineswegs ein trockener Techniker, sondern musikalisch hochbegabt, spielt ausgezeichnet Violine und ist auch sonst allem Künstlerischen aufgeschlossen.

Trotzdem ist es Roman nicht leichtgefallen, ihn unter vier Augen für die Österreichische Freiheitsbewegung zu werben. Er hatte Zögern erwartet, bange Fragen, aber dann doch ein Ja. Roman wollte ihm schon Termin und Ort des nächsten allgemeinen Treffens nennen; umso mehr traf ihn seine Antwort wie ein Guss eiskalten Wassers mitten ins Gesicht:

„Da tue ich ganz bestimmt nicht mit!“

Er lässt selbst die geringste Höflichkeit außer Acht und überschüttet seinen Lehrer mit beleidigenden Vorwürfen. Er sagt ihm, es sei der reinste Wahnsinn, sich mit Hilfe von ein paar Gymnasiasten und Studenten – sei netwegen können ruhig auch ein paar Ältere dabei sein – gegen die Macht des Dritten Reiches zu stellen. Eine solche Sache ist nicht nur hirnerbrannt – unsinnig, sondern auch für die jungen Menschen gefährlich; er zerstört ihnen ihre Laufbahn, ja ihr Leben... wie er nur so etwas tun kann.....?

Alipius nimmt kein Wort zurück, auch als er sieht, wie getroffen sein Lehrer und Mitbruder zusammenzuckt und ihm die Tränen in die

Augen treten. Roman sagt ihm nichts mehr, was er und seine Mitstreiter wollen. Jedes Wort wäre reine Verschwendung.

Alipius setzt unbeirrt nach: Wenn er nur einen Funken Verstand hat, muss er doch einsehen, dass ein solches Unternehmen nicht die geringste Erfolgsaussicht haben kann. Er selbst glaubt längst nicht alles, was die Nazipropaganda sagt, aber dass es jetzt sehr nach einem gewonnenen Krieg aussieht, wird er wohl nicht leugnen können.

Alipius redet sich immer mehr ins Feuer:

Wenn er ihm einen guten Rat geben soll, dann kann der nur heißen: Sofortige Auflösung der Gruppe, Vernichtung aller Unterlagen und Stille halten, absolute Stille...

Da ließ ihn Roman kurzerhand stehen. Das hätte er jetzt nicht gebraucht. Er hat selbst seine Zweifel, die auch dann nicht mehr verstummen wollen, wenn er inmitten seiner Mitkämpfer ist.

Die Gruppe ist in der Tat nicht sehr groß. Man hat drei Hundertschaften geplant, aber der Führer der ersten Hundertschaft, Hartmann, brachte gerade erst 40 Mann zusammen. Drei Hundertschaften wären, nach dem Vorbild der römischen Legionen, ein Manipel gewesen; einen dieser Manipel wollte Roman selbst führen und zehn Manipel hätten eine Legion gebildet. So aber bewegte man sich auf der untersten Ebene mit Dreierschaften, Reihen und Gruppen. Wie viele Leute die anderen Widerstandsgruppen um Lederer und Kastelic genau haben, weiß er nicht; das weiß eigentlich nur Hartmann.

Wieder und wieder eilte er mit raschen Schritten durch den Garten. Jetzt endlich hatte sich die Nacht herniedergesenkt.

Hilfe muss auch von außen kommen; im Prinzip hat Alipius ja tausendmal Recht. Das Deutsche Reich kann jetzt sicher nur mehr von außen zum Einsturz gebracht werden. Dann würden sich auch deutsche Truppen gegen die Reichsführung erheben, dann bestünde Aussicht auf Erfolg. Wie diese Hilfe von außen sein soll, weiß er nicht. Doch bis dahin müssten er und seine Leute sich bereithalten und dafür da sein. Darin sieht er seine Aufgabe und die seiner Männer. Der Tag X wird kommen. Daran glaubt er und Alipius eben nicht.

Im Herzen und im Kopf streiten sich die Gedanken; Roman kann nicht einschlafen, obwohl er sich müde gelaufen hat.

\*\*\*\*

In der Wohnung Zimmerls ist es an diesem Julinachmittag heiß; es ist nur der innerste Kreis beisammen. Heiß und heftig sind die Punkte, die abgehandelt werden, aber heute ist es höchste Zeit, einen Gesamtüberblick zu bekommen und die weitere Vorgangsweise abzustimmen. Hartmann ist überaus nervös und er sagt auch warum: es geht alles zu langsam, die Zeit verrinnt, der Feind muss daran erinnert werden, dass er sich hier in diesem Land nicht sicher fühlen kann. Es müssen endlich einmal ein paar Schläge fallen; die braven Kerle mit den Flugzetteln, alles gut und schön, das Verbreiten von Feindnachrichten nützlich, aber das alles ist doch eigentlich nur Kleinkram, der den Nazis nicht die Haut ritzt.

Er nimmt Roman sein Argument vorweg und sagt:

„Ich weiß, Du bist gegen Gewalt, Du musst als Geistlicher so sein und so reden. Das steckt Dir im Blut, das haben sie Dir so beigebracht; das ist alles religiöser Pazifismus. Aber jetzt sind die Zeiten anders; und Du bist selbst ein so außergewöhnlicher Priester und abgehoben von den übrigen

Deines Standes. Du wirst mit uns handeln; in einem höheren und geistigen Sinne. Alle diese Dinge gehören doch zusammen. Man soll nicht sagen: Bis hierher und dann nicht mehr weiter! Pilatus .....

Roman winkt ab; er möchte diese Diskussion jetzt nicht; Zweifel packten ihn in den letzten Nächten immer mehr. Soll er die Organisation auflösen? Kann er das? Kann er auch für die anderen sprechen und handeln? Nicht nur für seine Gruppe, sondern auch für die beiden anderen Gruppen unter Lederer und Kastelic? Schadet er nicht mehr, wenn er mitten im Schwung aufhört und deckt er womöglich dadurch mehr auf, als allen lieb sein könnte? Die Organisation lebt; da stehen Leute dahinter, setzen sich ein und da soll er sagen: Alles zurück, lieber nicht, ich habe mich geirrt?! Man kann nicht einmal sagen: warten wir doch ein wenig!

Zimmerl meldet sich. Er hat einen Haufen Notizen vor sich; durchsetzt mit Kürzeln, Kurzschrift, eine Art Code, aber doch nur so, dass man es beim ersten Hinsehen nicht gleich versteht. Er ist fleißig gewesen und möchte die ewigen Vorwürfe Hartmanns, dass zu wenig weitergeht, nicht mehr hören. Er will einmal aufzählen, was geplant ist.

Er hat in den letzten Wochen mit Stadtplänen, mit Karten, aufgrund des Augenscheins, auch durch systematisches Durchforschen von Parteizeitungen, Wehrmachtsbroschüren – er ist den kleinsten Hinweisen nachgegangen – einen Katalog von Zielen für Anschläge und Sabotageakte ausgearbeitet. Er zeigt auf seine Liste und dann auf die Einzeichnungen auf den Stadtplänen. Es ist eine lange Reihe und es würde eine ganze Armee von Widerstandskämpfern brauchen, um auch nur einen Teil zu realisieren. Zimmerl weiß, dass das alles nicht so geht, aber er hat alles gesammelt, möchte Vorschläge machen und hören, was zu tun sein wird; wo man beginnen soll und wie.

Hartmanns Laune bessert sich ein wenig. Er hört Zimmerl genau zu und sieht sich die Quasi – Generalstabsarbeit an. Das ist immerhin etwas Brauchbares.

Zimmerl erläutert weiter; viele dieser Anlagen müssten noch viel genauer erkundet werden. Hartmann verspricht, alles einmal genau durchzugehen. Er lobt Zimmerl für seinen Fleiß. Selbstverständlich ist das alles nichts für die anderen, das ist nur für den innersten Kreis. Dann werden die Maßnahmen aufgezählt:

- Einbrüche in Waffenhandlungen
- Zerstören von Telefonzellen (das haben die Nazis auch in Österreich gemacht, bevor sie an die Macht gekommen sind)
- Zerstören von Postkästen mit Schwefelsäure
- Beschädigung/Sprengung von Öltanks oder Tankwagen der

## Reichsbahn

- dem Projekt Sprengung des Gasometers ist ein eigener Abschnitt gewidmet
- Sprengen von Brücken
- Entwenden der Ausweismarken von Gestapobeamten, die man mit Chloroform betäubt hat
- ein spezielles Kapitel sieht einen Angriff auf das Gestapohauptquartier auf dem Morzinplatz vor. Das wäre natürlich ein Hauptschlag. Hartmann verbeißt sich in dieses Projekt. Das und der Gasometer würden die Fanale sein, die Wien aufwecken. Den Ausfall des Gasometers würden alle Wiener spüren. Neben dem Gestapohauptquartier ist auch die Ausschaltung des Polizeigefangenenhauses auf der Rossauerlände vorgesehen.

Zimmerl und Hartmann scheinen völlig von diesen Vorhaben gefangen zu sein. Hartmann versteigt sich schon in Details und bringt Ordnung in den Haufen an Ideen. Das könnte der große Wurf werden. Sie sind allein zu schwach, das weiß er wohl und schneidet sofort einen Einwand Romans von vornherein ab. Aber er ist ja von ihm beauftragt worden, Verbindungen mit den beiden Gruppen Lederer und Kastelic zu halten. Er wird sie dafür gewinnen müssen; er kennt die beiden Männer genau, sie sind vorsichtig, haben vielleicht auch ein wenig andere Endziele. Aber das wäre eine Gemeinschaftsaktion.

Irgendwie bricht der Theatermann in ihm durch; sie müssen sich unbedingt Wehrmachtsuniformen beschaffen, selbstverständlich auch solche des SD. Vielleicht kann man sie aus einer Uniformschneiderei entwenden oder selber welche herstellen.

„Er denkt in Kostümen und Requisiten!“

schießt es Roman durch den Kopf, aber der Gedanke, mit den beiden anderen Gruppen etwas Größeres zu unternehmen, lässt ihn nicht los.

Es ist viel Zeit vergangen und nun drängt Roman, die Besprechung bald zu beenden. Er hat vorher noch etwas einzubringen und möchte es hier diskutieren.

Die Verbindungsaufnahme mit Frankreich ist jetzt gegenstandslos. Wenn die Spuren, die aus Budapest nach Paris führen, von den siegreichen Nazis dort entdeckt würden, könnte es gefährlich werden. Jetzt hat er einen Teil seines Innersten vor den beiden geöffnet. Selbst Hartmann hatte da nur wenig Ahnung. Natürlich ist er sofort bei der Sache, fragt kurz nach, wie und über wen das gelaufen ist und dann wirft er leicht gekränkt ein, dass doch er mit den Auslandskontakten betraut

worden sei; warum er denn nicht nach Budapest geschickt worden ist. Roman beruhigt ihn.

Roman möchte wissen, was Hartman glaubt und ob man sie über die Spuren in Paris aufdecken könnte. Hartmann beruhigt ihn und sagt, er glaube das nicht; wahrscheinlich habe man in Paris genügend Zeit gehabt, alle Unterlagen zu vernichten oder nach England mitzunehmen. Dorthin soll eine Menge wichtiger Leute aus Frankreich entkommen sein; zumindest wenn man dem Londoner Sender glaubt, der sich immer mit den ersten Takten von Beethovens Schicksalssymphonie meldet. Zu England hätten sie doch schon Kontakte gehabt; da müsste ein neuer Weg gefunden werden, sie wieder zu knüpfen.

Zimmerl hat einen ganz verrückt klingenden Vorschlag:

„Helfen kann jetzt nur mehr eine Großmacht. Wie wäre es mit den USA oder .....der Sowjetunion?“

Roman sagt, die UdSSR ist doch seit August 1939 mit Deutschland eng befreundet. Er könne sich nicht vorstellen, wie denn das gehen könnte. Zimmerl meint dazu:

„Vielleicht eine Geldhilfe?“

Ganz so ernst ist es Zimmerl mit diesem Vorschlag nicht und so spielt er eine Groteske vor.

„Da geht man also hin zur sowjetischen Botschaft (er vergisst, dass es in Wien seit 1938 gar keine mehr gibt) und sagt: Bitte sehr, könnten Sie uns nicht einige Zehntausend Mark verschaffen; wir sind Österreicher, die gegen die Nazis sind!“

Hartmann ist beleidigt. Er sieht in diesem Vorschlag durchaus eine reale Möglichkeit, vielleicht einmal später Kontakte zu den Sowjets aufzunehmen. Außerdem mag er es nicht, wenn jemand anderer als er Theater spielt; und das noch dazu schlecht.

Sie kommen dem Wunsch Romans nach, die Besprechung für heute zu beenden. Hartmann blickt Roman fest in die Augen: er wird so bald als nur möglich die Verbindungen herstellen. Er kann sich darauf verlassen.

\*\*\*\*

Roman hat den Zug nach Klosterneuburg genommen; in den Abteilen ist es heiß wie in Zimmerls Wohnung. Er stellt sich auf die offene Plattform des letzten Waggons. Die Zugluft ist angenehm kühl. Man muss nur aufpassen, keine Russstückchen in die Augen zu bekommen. Hinter Kahlenbergerdorf dröhnt der Zug unten neben der Straße. Trotz des Lärms sind seine Gedanken ganz klar:

Es sind zwei Welten; es ist eine, in der man Brücken, Gasometer und Öltanks sprengen will und es ist eine andere, in der man den Feind mit den Waffen des Geistes und des Glaubens niederzuringen hat. Das ist eigentlich seine Welt. Dafür hat er bis jetzt zu wenig getan. Er sitzt bei seinen Mitkämpfern, hört sich ihre Pläne an und lässt sich die Aktionen schildern, ja er lobt die jungen Burschen sogar, wenn sie Plakatständer der Nazis in den Kierlingbach oder in den Durchstich werfen.

Es muss eine ganz andere Kampfgesellschaft werden, die den Kampf auf einer anderen Ebene fortführt.

Schnell ordneten sich die Gedanken: „Orden der Brüder vom Geiste“ soll diese Bewegung heißen! Ein Orden, wie er ihm immer schon im Augustinerchorherren – Orden vorgeschwebt war. Seine Hauptaufgabe sollte der „Kampf gegen die Mächte der Finsternis“ sein und er durfte „keine Grenzen des Standes, der Nation und der Rasse“ kennen.

Er stieg bei der Station Klosterneuburg - Kierling aus, öffnete das Wassertor und das Tor zum Stiftsgarten und lief in seine Wohnung hinauf. Er konnte es kaum noch erwarten, diese Gedanken zu Papier zu bringen.

\*\*\*\*

Er trägt den schwarzen Talar, das schmale weiße Band der Augustiner Chorherren musste er zurücklassen. In seinen Taschen hat er nichts.

An jenem Montag dem 22. Juli 1940 sitzt er in einem „Grünen Heinrich“, wie das Gefangenentransportfahrzeug allgemein heißt; er trägt Handschellen. Um dreiviertel sechs Uhr, noch vor dem Chorgebet, hat es fest an die Doppeltür seines Zimmers geklopft; und dann die Formel: Geheime Staatspolizei. Im Namen des Deutschen Reiches! Sie sind verhaftet!“ Und dann noch ein furchtbares Wort: Hochverrat! Und dann die Fesseln.

Er hat gar nicht gefragt, ob er sich beim Herrn Prälaten abmelden muss. Er wird es schon auch so erfahren.

Nur nicht schwach werden! Von der Höhe der Aktivitäten und jenen weitgreifenden planenden Gedanken in die Enge dieses Fahrzeugs. Er ist nicht umgekippt, als er über die Stiegen schritt; er hielt sich fest auf den Beinen. Der Wagen stand im Kaiserhof vor der großen Eingangstüre. Der Wagen fährt am Portier vorbei. Roman spürt es, denn hier ist die Einfahrt mit großen Buchenhölzern gepflastert, damit es leise ist; früher war das wegen der Pferdewagen.

Im Wagen riecht es sehr nach Mensch; es ist kein Wunder, denn die Angst löst so vieles aus. Der Wagen muss sehr oft fahren; man bekommt dann den Geruch gar nicht mehr weg.

Zwei Männer sind zurückgeblieben; sie haben einen eigenen Wagen dabei und schleppen alles weg, was für die Untersuchung gebraucht werden könnte; und auch das Zimmer nehmen sie sich gründlich vor.

Seine Mitstreiter! Wenn es nur ihn allein getroffen hat? Das wäre noch am besten. Er wird schweigen, solange er kann. Er hat es geschworen und auch er hat ihnen den Schwur abgenommen, das Geheimnis jederzeit und gegen jedermann zu wahren.

Roman kann nicht nach draußen sehen, er spürt, es geht den Berg hinunter; doch das kann jede Richtung bedeuten, denn das Stift liegt auf einem Plateau und es geht nach allen Seiten abwärts. Es kann aber nur nach Wien gehen; wohin denn sonst?

Es ist furchtbar heiß in diesem Wagen und erst recht an diesem Hochsommertag. Er besitzt keine Uhr; er versucht, sich abzulenken, denn er spürt, wie ihm schlecht wird. Das Wageninnere riecht auch nach Erbrochenem. Er muss es aushalten, bis das Auto steht. Es ist ihm so schlecht, dass er nicht mehr zu denken vermag.

Dann steht der Wagen. Man holt ihn heraus; er bekommt keine Schläge oder Tritte. Die Männer im Wagen machen ihren Dienst wie gewohnt. Es gibt sehr viel zu tun; der „Grüne Heinrich“ und seine vielen Brüder sind fast ununterbrochen unterwegs. Eine große Aktion ist im Gange. Wenn es Widerstand gibt, dann packen sie ordentlich zu, aber dieser Pfarrer hier wird keinen Widerstand leisten. Hochverrat! Ja, das ist etwas anderes. Solche Leute machen sich die Hände nicht schmutzig

\*\*\*\*

Vier Männer hasten die engen Stiegen des alten stiftlichen Mühlenhauses hinauf; zweiter Stock; sie kennen den Weg. Zieglers

Mutter öffnet die Tür; alles unordentlich, Schlafrock; jetzt sind Ferien und der Sohn liegt noch im Bett. Er hat auch so unterm Jahr nicht besonders eifrig Jus studiert und an jenem 22. Juli nicht die Absicht, zeitig aufzustehen. Die Wege, die ihm Roman aufgetragen hat, will er im Laufe des Tages erledigen.

Die Frau kreischt auf, als sie das unheilvoll – allmächtige Wort vernimmt; die Männer schieben sie zur Seite und sind auch schon im Schlafzimmer.

„Aufstehen, verhaftet!“

Er kann nicht aus; einer sieht, wie er einen Blick auf die Lade des Nachtkästchens wirft; schon ist der Gestapomann dort und reißt die Lade auf. Er begreift sofort und reißt die Waffe heraus.

„Gehört sie Ihnen?“

Der junge Ziegler fasst sich; ja, er hat sie schon seit längerer Zeit.

„Ach so...?“

Ja, er hat diesen Revolver gebraucht, weil er manches Mal als Kassier im Strandbad ausgeholfen hat und allein mit dem Geld durch die Au gehen musste.

„Anziehen!“

wird befohlen. Die Waffe verschwindet in einer Tasche eines der Gestapoleute; doch so viel hat er schon gesehen, dass es sich um einen ganz alten Trommelrevolver handelt, wie er noch vor der Jahrhundertwende geführt worden ist; aber er ist geladen und eine Schachtel Munition war auch daneben gelegen.

„Schneller, Fertigmachen!“

heißt es und dann wird alles durchsucht; schnell und gekonnt; etwas wird auch mitgenommen. Die Frau klammert sich an ihren Sohn.

„Sie wissen, was Verhaftung heißt; also..,“

Sie führen ihn über die Stiege hinunter; trotz der Aufforderung, sich ruhig zu verhalten, geht es nicht leise genug ab; auch nicht die Hausdurchsuchung. Die unteren Nachbarn in der Gärtnerswohnung sind unruhig geworden; die Türe wird geöffnet und sie fahren die Gärtnersfrau

an: Geheime Reichssache, sie soll sofort verschwinden und schon hat einer der Männer die Türe zugeschlagen; drinnen schreit ein Bub; natürlich wird aus dem Fenster geschaut, wie sie den Verhafteten wegbringen. Auch die Hausmeisterin im Erdgeschoß hat die Türe einen Spalt geöffnet; dann sind sie auch schon zum Wassertor hinaus. Draußen muss Ziegler noch eine Weile im „Grünen Heinrich“ warten, bis die Durchsuchung der Wohnung beendet ist. Dann rollt der Wagen durch die kleine Kastanienallee entlang des Kierlingbaches auf die nach Wien führende Straße.

In der Wohnung oben ist die Hölle; die alte Frau lässt alles liegen und stehen. Heulend schlägt sie an die Tür der Gärtnerwohnung; die Frau öffnet sofort und lässt sie herein; den kleinen Buben steckt sie ins Nebenzimmer; die große Tochter kommt heran, hört ein wenig zu und wird auch weggeschickt. Das geht sie alles nichts an, wird ihr gesagt.

Die beiden Frauen stehen nicht gut miteinander, aber jetzt will die Gärtnerfrau trösten, helfen und ein paar gute Worte geben. Da ist die Alte wieder aufgesprungen und nach oben gelaufen. Sie muss unbedingt mit jemandem reden, der „dazu gehört“ und muss schauen, dass sie ihren Heribert wieder herausbekommt. Sie läuft über die Pfisterstiege ins Stift hinauf und will zuerst den Kanzleidirektor sprechen; oder den Herrn Dechant; dann möchte sie auch zum Propst. Doch es dauert eine ganze Weile, bis sie einer der Chorherren empfängt; wirklichen Trost hat er keinen für die Frau, was er sagt, klingt seltsam kalt. Das Chorherrenstift hat absolut mit dieser Sache nichts zu tun; wieso sie gerade zu ihm damit kommt. Von Herrn Romans Aktivitäten haben sie alle nicht die geringste Ahnung gehabt. Sie sind selber wegen seiner Verhaftung wie vor den Kopf geschlagen. Sie verstehen das alle nicht. Aber Herr Roman war ja schon immer so ein Einzelgänger gewesen.

Ein zweiter Chorherr kommt hinzu; er ist noch um eine Nuance unfreundlicher. Es war von diesem Mitbruder verantwortungslos, junge Leute in diese Affäre hineinzuziehen. Man kann die Frau aber nicht so weggehen lassen; also sagt man ihr, man werde alles versuchen, aber das Stift dürfe man nicht für diese Sache verantwortlich machen.

Die alte Frau läuft zu Gollers; „Bibi“ ist auch schon verhaftet. Der junge Crammer ist verschwunden; Hradil ist eingerückt genau so wie Schleifer, der Musiker Würzl und der Student Urbarz. Die alte Frau wird dann mehrmals zur Gestapo vorgeladen; verhaftet wird sie aber nicht. Sie gibt es auf, nachzufragen; es würde alles nur noch schlimmer werden.

\*\*\*\*

Sie werfen einen Blick auf den großen Flügel im Wohnzimmer; sie wird jetzt lange nicht mehr Klavier spielen können. Warum eigentlich immer nur die Volksschädlinge und Staatsverbrecher so großartig eingerichtete Wohnungen haben? Unsereins kommt nie dazu. Der Gestapomann hat großen Nachholbedarf, denn man hat ihn schon 1933 aus dem Polizeidienst entlassen - Säuberung der Exekutive von Nazis – und er ist erst seit März 1938 wiedereingestellt. Doch so sehr er sich auch anstrengt, so leicht und so schnell bringt er auch jetzt nichts zustande. Der zweite Mann ist ein Kamerad aus dem „Altreich“.

Lou Kanitz ist ihnen ruhig entgegengetreten; sie ist nicht erschrocken und hat nicht zu schreien begonnen. Sie wirft sich auch nicht auf den Boden – das haben sie schon dutzende Male erlebt – so dass man sie bändigen und die Stiege hinabschleppen muss. Hat sie vielleicht schon auf ihre Verhaftung gewartet? Doch ihre Ruhe ist nur eine Maske; sie hat unsägliche Angst; jetzt und vor der Zukunft. Aber sie hält sich ganz gerade, obwohl sie glaubt, jeden Moment umsinken zu müssen. Sie stellt auch keine Fragen und sie will auch niemanden anrufen. Ein Telefon ist in Wien zu dieser Zeit noch keine Selbstverständlichkeit; aber so ist es nun einmal. Zwei andere Männer machen die Hausdurchsuchung und bleiben noch weiter hier.

Bevor sie zum Auto hinunter gehen, sagt der alte Polizeimann zu ihr:

„Nehmen Sie Toilettesachen mit und ziehen Sie sich etwas Warmes an; nehmen Sie sich auch noch etwas mit. Hier draußen ist Sommer, doch dort, wo wir jetzt hinfahren, ist es ganz schön kühl.“

Er sagt es korrekt und ohne jeden Spott. Er hätte das auch gar nicht sagen müssen. Lou geht in ihr Schlafzimmer, sucht aus den Kästen etwas zusammen und steckt es in eine Tasche; sie zieht sich auch noch etwas unter und macht die Strümpfe daran fest. Der Mann sieht scheinbar vorbei, doch ihm entgeht nichts. Manche Frauen sind auch eiskalt und schrecken vor nichts zurück; er wartet geduldig und fragt sich, warum er gerade heute so höflich und rücksichtsvoll ist.

Dann nehmen sie die Frau in die Mitte und gehen; sie legen ihr keine Fesseln an. In den nächsten Monaten und Jahren wird Lou Kanitz noch oft genug ihre Hände zum Zusammenschließen hinhalten müssen; auch Fußketten wird sie tragen.

\*\*\*\*

Vom technischen Personal des Burgtheaters fehlen die Herren Gubitzer, Wildgans und Martinek; von den Künstlern wird Fritz Lehmann nicht mehr so schnell erscheinen. Man raunt im Theater, dass die Verschwörung noch viel tiefer gehen soll. Der Direktor hat eine sehr unangenehme Auseinandersetzung mit Berlin.

\*\*\*\*

Wider Erwarten hat Dr. Zimmerl bei seiner Verhaftung Schwierigkeiten gemacht. Er ist Jurist und wollte sich fest auf die Hinterbeine stellen. Er hat in aller Form protestiert; das hat zwar gut geklungen, aber die Gestapo nur amüsiert. Er ist laut geworden, man hat ihn zu Boden geworfen und dann die Fesseln angelegt. Er schien sehr viel zu verlieren, denn er tobt und schlägt um sich. Sein auffälliges Verhalten macht die Gestapobeamten erst recht stutzig; die Wohnung wird aber auch so komplett auf den Kopf gestellt. Und soviel man bei einem ersten Überblick sagen kann, ist genügend Beweismaterial vorhanden. Bei Zimmerl war offensichtlich die Geschäftszentrale gewesen; und eben ein Bürokrat, der viel schreibt und alles aufbewahrt.

Auch Heintschel-Heinegg ist ein schweres Kaliber; Papiere, Papiere, die bis oben nach Hochverrat stinken! Und auch er führt große Sprüche; er war einmal Geistlicher wie Scholz – das sind ja feine Brüder – aber ist dann wieder ausgetreten. Nun, das ist Scholz allerdings nicht. Sie finden auch Geld in den Laden; der „Grüne Heinrich“ nimmt alles mit.

Ein Adelige steht auch auf der Verhaftungsliste: Strasser von Györvar; ungarischer Adel, Gutsbesitzerssohn und studierter Diplomkaufmann. Er ist überaus höflich, als man ihn zum Morzinplatz abführt. Er zeigt sogar Optimismus: es wird sich alles aufklären. Warum sollte er da Schwierigkeiten machen? „Aber ich bitte Sie!“ Bei so viel Frechheit juckt es die Herren verdammt, ihm einen ordentlichen Tritt zu geben und dann zu melden, dass sich der Untersuchungshäftling „gestoßen“ hat, doch dann lassen sie es doch sein.

\*\*\*\*

Verdreht und abgesehen marschiert die Kompanie durch das Kasernhofort; gesungen wird trotzdem. Ein schwerer Ausbildungstag liegt hinter den Soldaten.

Der Kompaniechef und ein unauffälliger Mann in Zivil stehen am Fenster der Kanzlei; zwei Mann, ebenfalls ohne Uniform, halten sich etwas im Hintergrund.

„Der Mann ist dabei?“

fragt der Zivilist.

„Ja natürlich. Wo sollte er sonst sein? Er ist heute morgens mit allen anderen angetreten und ausmarschiert.“

Der Mann und seine beiden Begleiter haben sich bei ihrem Kommen entsprechend ausgewiesen. Da gab es nicht den geringsten Widerspruch. Nicht in diesen Zeiten und nicht unter einem solchen System, das seit sieben Jahren an der Macht war. Aber man hielt die Formen und die Zuständigkeiten ein; wenn es leicht zu machen war.

„Ich kann ihn noch nicht erkennen, aber sie werden gleich hier sein. Ich werde ihn sofort hier herrufen lassen. Es kann garantiert nichts daneben gehen.“

„Davon bin ich überzeugt.“

sagt nun der Zivilist und stellt gleich eine Frage:

„Wie ist der Mann als Soldat? Irgendwie auffällig geworden?“

„Ich würde sagen, er ist als Soldat eine Pfeife, nicht stramm, nicht eifrig, nicht besonders schnell; eher unwillig, keiner von denen, die vielleicht einmal gute Soldaten werden oder Unteroffizier.“

„Dazu wird höchstwahrscheinlich kaum mehr Gelegenheit sein.“

bemerkte der Zivilist trocken.

„Aber man weiß nie, wie sich dann die Männer vor dem Feind bewähren. Ja, er ist mir doch aufgefallen; die letzten Male beim Schießen. Und zwar sowohl bei den Scheiben als auch bei den Figuren.“

warf der Offizier ein.

„Hat er vielleicht ostentativ danebengeschossen?“

„Nein, ganz im Gegenteil! Dieser Schütze Alois Hradil hat jedes Mal ganz ausgezeichnet getroffen; bei den Scheiben saß jeder Schuss im Schwarzen. Ich sagte mir noch: ein blindes Huhn findet auch einmal ein Korn, aber dann sah ich, dass er wieder und wieder traf.“

„Hat er gesagt, woher er seine Fähigkeiten hat? Bei der Hitlerjugend ist er sicher nicht gewesen. Das wissen wir.“

„Er hat gar nichts gesagt.“

„Hatte er Kontakt zu den Kameraden?“

„Soviel ich bemerkt habe, eigentlich nicht. Er wird als Ostmärker nicht besonders geschätzt; zählt nicht und scheint eher ein Einzelgänger zu sein. Doch Sie können ja seine Kameraden selbst befragen.“

„Agitiert hat er also nicht. Er wird doch nicht so blöd sein, es auffällig zu machen.“

„Sie sagen: Hochverratsverdacht?“

Der Zivilist nickt.

„Es reicht aus.“

Dann tritt der Mann durch die Tür; man hat ihm befohlen, sich unverzüglich zu melden. Er ist mittelgroß, eher unansehnlich, zeigt schlechte Haltung, auch wenn er strammsteht. Seine Schultern sind irgendwie eingesunken, sein Gesicht ist knochig. In den Papieren steht, dass er Probleme mit der Lunge hatte, aber die Wehrmacht hat ihn für tauglich erklärt; in der frischen Luft wird sich das alles ausheilen. Die Augen stehen groß im Gesicht, leuchten trotz der Müdigkeit hervor.

Als er sich vorschriftsmäßig meldet, stürzen die beiden Männer aus dem Hintergrund hervor und der Zivilist gibt seinen Standardsatz von sich:

„Geheime Staatspolizei. Sie sind verhaftet!“

Sofort schneidet man ihm den Uniformkragen auf und greift hinein.

„Wo ist die Geheim – Legitimation?“

wird er gefragt; er schüttelt den Kopf. Die Uniformstücke werden ihm heruntergerissen und genau durchsucht; man findet nichts. Nach seinem Abtransport wird sein Spind vorgenommen. Man findet dort eine kleine Nadel mit einem grün – weiß – goldenen Kopf. Von dieser Art Erkennungszeichen wissen sie nichts, aber es wird mitgenommen und protokolliert. Als man ihn danach fragt, sagt er, es sei eine Anstecknadel von seiner Studentenverbindung, die längst aufgelöst ist.

Er hat keine Furcht gezeigt und auch nicht gefragt, warum er verhaftet wird; offenbar hat er schon gerechnet, erwischt zu werden. Er bleibt stumm; lange Wochen; auch im Gefängnis.

\*\*\*\*

„Schutzhäftling Scholz!“ Immer wieder schreckt ihn dieser Ruf auf; er muss ihn Tag und Nacht hören. Er hört ihn, wenn man ihn aus der Zelle ruft, wenn er sein Essen bekommt, wenn man ihm Befehle erteilt oder ihn maßregelt. Meist knallt der Ruf wie die Stiefel, die Türen und das Essgeschirr.

Von einer Minute zur anderen vom Menschen zum Schutzhäftling. Die Philosophie ist teuflisch, so als ob man jemanden beschützen würde; man sperrt jemanden ein, damit ihm nichts geschieht. Es ist so wie die Griechen die Rachegöttinnen als die Eumeniden (die Wohlmeinenden) bezeichnet haben oder wie man im Mittelalter den Henker Gevatter gerufen hat.

Er trägt Zivilkleidung; den Talar hat er ausziehen müssen, sobald er aus dem Stift einen Rock und eine Hose bekommen hat. Wie sieht es denn aus, wenn jemand im geistlichen Gewand durch die Gänge des „Hotels Metropol“ am Morzinplatz geführt wird oder durch das Polizeigefangenenhaus auf der Rossauerlände; man hat es zu seinem Schutz getan, sagt man ihm, denn die Erbitterung gegen die Geistlichkeit in Wien ist sehr groß.

Man hat ihn von allen Seiten photographiert und eine Nummer gegeben; selbstverständlich sind auch die Fingerabdrücke genommen worden; das Hemd steht offen, denn eine Krawatte ist strengstens verboten genau so wie Gürtel und Schuhbänder.

Es ist, als ob die Zeit stillstehen würde. Es gibt Verhöre und noch einmal Verhöre. Sie haben sich nicht vorgestellt, doch es steht an den Türtafeln; meistens verhören ihn Kommissar Schmidt und Kriminalrat Sanitzer. Einmal war sogar Dr. Huber dabei, einer der mächtigsten Gestapomänner in Wien. Roman weiß diese Auszeichnung offensichtlich nicht zu schätzen; ihn wundern nur die vielen Namen mit akademischen Titeln an den Türtafeln, an denen er vorbeigeführt wird.

In regelmäßigen Abständen darf er Besuch erhalten. Es ist aber nur sein Mitbruder und ehemaliger Schüler Alipius Wollenik zugelassen, ihm Wäsche und Kleidung zu bringen. Der Mann ist zutiefst getroffen, verstört, kann kaum die Fassung bewahren; sein fröhlicher Gleichmut von früher ist dahin. Er bietet ihm keinen Trost; es hat ihn so erschüttert, dass nur kurze Zeit nach ihrer Unterredung und einem Auseinandergehen in Unfrieden, seine Prophezeiung eingetroffen ist. Alipius glaubt, er hätte es *"verschrieen"*, das Unglück herbeigerufen. Roman würde dringend etwas anderes brauchen als diese ewig traurigen Augen. Er würde aber niemals den Satz von sich geben: Habe ich es nicht gleich gesagt? oder: warum haben Sie nicht auf mich gehört?

„Sie wissen ja, dass Sie als Standortseelsorger zur Wehrmacht gehört haben. Ist Ihnen nicht bewusst, dass Sie Ihre Vertrauensstellung auf die mieseste Art ausgenützt haben?“

Diesen Vorwurf hört er immer wieder.

„Sie haben Ihre Position für Propaganda missbraucht. Aber das hat die Kirche ja schon immer so gemacht. Und die Menschen waren früher viel zu dumm und sind darauf hereingefallen. Heute ist es, beinahe hätte ich Gott sei Dank gesagt, nicht mehr so. Die Zeiten haben sich geändert und die Menschen sind klüger geworden. Die Kirche darf jetzt keine Politik mehr machen. Das hat Ihnen nicht gepasst, Scholz, was?“

Er hat es längst aufgegeben, auf diesen Vorwurf etwas zu erwidern. Er hat nicht viel Gelegenheit gehabt, sein Amt auszuüben. Das weiß sogar die Gestapo recht genau und man benützt diese Sache nur, um ihn zu kränken und niederzumachen.

„Da haben wir den Bock zum Gärtner gemacht. Ein Glück, dass wir so schnell draufgekommen sind. Es wäre doch zu schön gewesen, unter dem religiösen Deckmantel so ein klein wenig Wehrkraftersetzung zu betreiben.“

Auf den nächsten Schlag hat er gewartet und er fällt auch prompt.

„Wie war das mit den so genannten Legitimationen, welche die Soldaten in den Krägen ihrer Uniformen tragen sollten, die sie als Widerstandskämpfer ausweisen und ihnen bei den Feinden eine Sonderbehandlung zusichern sollten? Womöglich gleich verbunden mit der Aufforderung, gegen Deutschland zu kämpfen, nachdem man gerade übergelaufen war. Das ist nicht mehr Wehrkraftzersetzung, das ist Hochverrat! Scholz, da rollt der Kopf! Das ist doch klar. Also, wie sollte das gehen, genau und ohne Herumgerede!“

Aber bevor er zu einer Antwort ansetzen kann, brüllt ihm der Verhörende entgegen:

„Es ist ein ganz offener Aufruf zur Desertion! Und was tut jede Armee der Welt, wenn so etwas bekannt wird? Da wird das Hälschen abgeschnitten; da ist eine Kugel viel zu ehrenvoll, Scholz! Aber im Ernst: Wie sollte ein deutscher Soldat zu den Franzosen oder Engländern überlaufen? Das kann doch nur eine hirnerkrankte Seele annehmen wie die Ihre, Scholz! Die Wehrmacht hat überall gesiegt, da zieht eine solche Propaganda nun einmal nicht. Was haben Sie sich nur dabei gedacht? Wir haben gesiegt und wir werden weiter siegen. Aber der Herr Scholz stellt Legitimationen für Überläufer aus. Dabei haben Sie es gar nicht so dumm angestellt und Kontakte mit dem französischen Botschafter in Budapest gesucht. Wie war doch gleich das Kennwort? Dupont! Engerau! Sie sehen, wir wissen alles. Wen haben Sie denn nach Ungarn geschickt? Strasser! Wir wissen das alles und wir wissen noch viel mehr. Fein ausgedacht, ein Aristokrat ungarischer Abstammung, knüpft ganz elegant seine Kontakte und dann soll es laufen.“

An dieser Stelle werden die Gestapomänner regelmäßig laut und vulgär.

„Dass ein Deutscher, noch dazu aus dem Sudetengau, überhaupt so hintertreppenmäßig zu agieren versteht! Die Soldaten setzen ihr Leben für die Sache des Reiches ein, aber der Scholz verhandelt hinter dem Rücken der Wehrmacht mit dem Feind. Sie sollten sich schämen, noch ein Stück Brot anzunehmen von jenen, die sie verraten haben!“

Und dann noch die andere Frage:

Und mit England? Wie und was ist da gelaufen?“

Roman antwortet, dass er bereits mehrmals ausgesagt hat, im Sommer 1939 in England gewesen zu sein; noch vor Ausbruch des Krieges. Er ist knapp vor Kriegsbeginn wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Es war ein privater Besuch.

„Privat! Wenn ich das schon höre! Bei Ihnen ist gar nichts privat, Scholz! Bei Ihnen ist immer nur Intrige und Verschwörung.“

„Ich bin aber nach Deutschland zurückgekommen. Wäre ich ein wirklicher Verräter gewesen, hätte ich ja drüben bleiben müssen.“

„Das eben haben Sie nicht tun können! Hier war Ihre Aufgabe, hier im Deutschen Reich sollten Sie tätig werden, nicht auf der Insel! Also: wer waren Ihre Kontaktleute? Foreign Office? Geheimdienst? Raus damit!“

Zuerst hat er versucht, seinen Englandaufenthalt als reine Kunstreise zu erklären; Landschaft und Kunstdenkmäler; doch das haben sie ihm nicht abgenommen. Man hat ihn härter angefasst und furchtbar angeschrien. Er hat leiden müssen. Dann gab er zu, dass er in England österreichische Emigranten aufgesucht hat. Sofort will man die Namen wissen. Er nennt sie. Die Gestapo kann ihre Befriedigung darüber nicht verbergen; da geht jetzt endlich etwas weiter, da hat man Anknüpfungspunkte. Zuerst sind die Namen nicht sehr bedeutend; ein paar Ärzte, Professoren, Geschäftsleute. Einige von ihnen kennt man, denn man hat sie ganz offiziell ausreisen lassen; andere sind nicht mehr ins Reich heimgekehrt. Aber daraus kann immer noch allerhand werden. Man hat jetzt ein Ende des Seils in der Hand.

Immer wieder stellt man ihm Fallen; er hat den Kampf aufgegeben, sich zu verteidigen, etwas in ein anderes Licht zu rücken. Man triumphiert: Verbindungen ins Ausland!

„Was ist mit den USA? Und mit der Sowjetunion?“

Einer der Verhafteten, Zimmerl, hat unter sehr starkem Druck zugegeben, dass man – unter Umständen – daran gedacht hätte. Das fällt mit Zentnerschwere auf Scholz.

„Den Pfaffen sind sogar die Bolschewiken recht, wenn es nur gegen das eigene Volk geht!“

Nicht nur Sanitzer und Schmidt verhören; es kommen auch andere; sie packen die Sache an einem neuen Ende an.

„Scholz, Sie waren doch nie beim Militär, klar, als Geistlicher! Wahrscheinlich nicht einmal bei einem Wehr – verband. Sie haben von militärischen Dingen keine Ahnung und wollen doch immer nur Soldatenspielen. Wie geht das eigentlich zusammen? Aber es ist nur das Äußere, das Sie für militärisch halten. Denn wenn man sich Ihre Planungen ansieht, so hat das mit Militärischem gar nichts zu tun. Sie wollen Gasometer und Öltanks in die Luft sprengen und Brücken zerstören. Das ist alles Terror und Sabotage. Sie wollten da ganz systematisch vorgehen, einfach nach dem Stadtplan von Wien. Dahinter stehen keine soldatischen Tugenden. Es ist tragisch, wenn es nicht auch noch lächerlich wäre wie ein Überfall auf die Gestapo. Da haben Sie in Ihrem Verein solche Typen wie Zimmerl, der untauglich ist und den großen Strategen spielt!“

Es ist immer wieder unglaublich, wie genau sie Bescheid wissen. Er braucht gar nichts zu erzählen. Sie wollen nur die Bestätigung dieser Planungen. Sie kennen auch alle Namen. Es müssen also alle verhaftet sein; höchstwahrscheinlich auch alle Männer der Gruppen Lederer und Kastelic.

Sie nennen ihm Daten von Treffen und die Teilnehmer; auch Luise Kanitz halten sie ihm genüsslich vor. Da hat man sich auch einmal einen Weiberrock mit ganz appetitlichem Inhalt geholt. Ja, die Geistlichen sind keine Kostverächter, sie tun bloß so; wenn sie nicht gerade Hinterlader sind.

Da packen sie ihn, eigentlich nahe liegend, bei dem Widerspruch:

„Ein geweihter Priester, der die Liebe predigen sollte, plant Terroranschläge und Mord und verleitet Soldaten zur Desertion. Ob er nicht einsieht, dass das alles ein Verbrechen gegen das Volk ist?“

Scheinbar wohlwollend meinte dann Sanitzer, er könnte sich vorstellen, dass Scholz die Fortschritte des Dritten Reiches nicht anerkennt. Aber es gibt immerhin ein Konkordat mit dem Vatikan; aber dass er nicht bloß abseits steht, sondern Verbrechen plant, will ihm nicht in den Kopf. Er fragt sich, ob Scholz noch normal ist oder wenigstens normal denkt.

Immer wieder beleidigen sie ihn, wollen ihn aus der Reserve locken, damit er gesteht, und zwar etwas, was sie noch nicht wissen. Doch es geht alles seltsam im Kreis. Scholz kann bloß bestätigen und

bei manchen Dingen flüchtet er sich in ein Nicht – Wissen. Ja und öfters sagt er auch dazu, dass er keine genaue Kenntnis gehabt hätte und das könnte eigentlich nur Hartmann wissen. Man übergeht das; **er** ist es, den man fragt und **er** war der unbestrittene Chef der Österreichischen Freiheitsbewegung. Sie lesen ihm die Eidesformel vor und lachen dabei.

Er wird scharf nach Waffen – und Sprengstoffverstecken befragt. Dann ist es nur mehr ein kleiner Sprung zum Stift. Das Stift ist doch so riesengroß, viel zu groß übrigens für die Chorherren, die jetzt noch dort wohnen. Da gibt es doch jede Menge an Verstecken; immer wieder dringen sie in ihn. Sie werden ausgesprochen unangenehm und er hat einiges auszustehen. Aber sie schlagen ihn nicht, hängen ihn nicht mit den Beinen nach oben auf, aber er wird immer wieder verhört; Tag und Nacht.

„Wo ist der Sprengstoff?“

heißt es immer wieder.

Roman wiederholt, kleinlaut und verängstigt, dass doch alle Versuche, Sprengstoff zu bekommen, fehlgeschlagen wären. Dann geht es auf die Chorherren los. Es ist unmöglich und unglaublich, dass keiner von seinen Mitbrüdern oder sogar der Propst Linda nichts gewusst haben könnte. Die Zusammenkünfte haben doch nicht geheim bleiben können. Sie sind nicht so naiv, dass man ihnen das weismachen kann.

Er sagt ihnen, dass er sich bewusst von seinen Mitbrüdern zurückgezogen hat; sie hätten absolut nichts gewusst. Er hat schon immer eine Außenseiterrolle gespielt; den Propst hätte er ganz bestimmt nicht ins Vertrauen gezogen.

„Das sind doch alles Schutzbehauptungen. Aber wir wissen schon einiges und werden bald noch mehr wissen. Haben Sie im Stift Propagandamaterial oder Schriftstücke der so genannten Freiheitsbewegung aufbewahrt?“

Roman verneint; man wird eben noch einmal eine genaue Durchsuchung machen und dann wird man ihm die Dinger nur so um die Ohren schlagen, droht man ihm.

„Wen haben Sie geworben?“

Er will zum Sprechen ansetzen, doch man fällt ihm ins Wort.

„Nicht jene Leute, die wir schon haben, auch die andern....  
Gehen wir die Namen durch.“

Sie lesen ihm die Namen vor; es nicht zu glauben, wie schnell sie das alles herausgebracht haben. Er klammert sich an den Satz von den Leuten, die "sie schon haben".

„Wir haben alle diese lächerlichen Figuren längst aus dem Verkehr gezogen; auch den Kaplan Kühmayer; auch so ein seltsamer Vogel, der sich nicht um seinen geistlichen Beruf kümmert und nur Hetzparolen in die Welt setzt und Intrigen, die bis zum Hochverrat gehen. Sie brauchen niemanden mehr zu schützen. Und wir können Ihnen auch ihre Aussagen vorlesen. Sie werden staunen, Scholz!“

\*\*\*\*

Kübel voll Hohn gießen die Gestapoleute über Zimmerl aus; der Krüppel, der nicht zur Wehrmacht gemusst hatte, hätte gut daran getan, sich ruhig zu verhalten und dankbar zu sein. Doch er muss große Umsturzpläne schmieden und Waffen sammeln und ein klein wenig Soldatenspielerei tut auch ganz gut. Und seine staatspolitischen Pläne wären ganz außerordentlich: die Landkarte Europas umzugestalten, wieder einen Kaiser zu holen. Glücklicherweise wird gerade jetzt die Ordnung in Europa neu geschaffen, aber von verantwortungsvollen, klugen Menschen und nicht von solchen Dilettanten wie ihn. Als ob es Großdeutschland nicht gäbe! Wer dann das alles machen würde!

Auch ihn suchen sie wie alle anderen mit ihrer spöttischen Grausamkeit aus der Reserve zu locken. Dann sagen sie ihm, es wäre doch nur kleinliche Rachsucht, weil man ihn aus dem Gerichtsdienst entfernt hätte. Aber dass sich die Leute, die ihn hinausgeworfen haben, auch etwas dabei gedacht hätten, sehe man schon ganz deutlich. Sie haben diese menschlich und charakterlich verkrüppelte Figur durchschaut, rechtzeitig sogar, und es wird gar nicht lange dauern, bis er wieder im Gericht sein wird, und zwar als Angeklagter in einem Hochverratsprozess! So viel wird er als ehemaliger Jurist noch wissen, was das bedeutet.

Dann gehen sie mit ihm seine Papiere durch. Höhnisch bedanken sie sich für seine Genauigkeit und seinen Fleiß. Doch das ist noch nicht alles, heißt es doch stets aufs Neue:

„Wer war der wirkliche Kopf dieser Verschwörung? Sie oder Scholz?“

Eigentlich möchte er sagen, dass die geistige Führung immer nur bei Scholz gelegen sei, aber für das Praktische war Hartmann zuständig; er war der eigentliche Motor; er könnte alles wunderbar erklären und die Situation darstellen. Zuerst hatte er diesen Namen nicht genannt; immer in Erinnerung an den Schwur; doch wer kann schon vor der Gestapo einen Schwur halten?

Die Verhörenden nennen den Namen Hartmann auch nicht, aber als es um die Sprengstoffbeschaffung geht, hat er dann doch, ohne viel zu denken, den Namen des Burgschauspielers bekannt gegeben. Es gab keine Reaktion seitens der Beamten; später einmal, als neuerlich die Rede auf ihn kam, meinte Kriminalrat Sanitzer, der Zimmerl gerade im scharfen Verhör hatte, um Hartmann habe man sich schon gekümmert.

\*\*\*\*

„Es spricht ja sehr für Sie, dass Sie Ihren nicht arischen Mann verlassen haben, aber eines ist uns nicht ganz klar: Sie sind 1938 nach Paris gegangen und es hätte doch kein Grund mehr bestanden, weil Sie sich doch von Ihrem Mann getrennt haben. Wieso also diese Übersiedlung nach Frankreich?“

Sanitzer und Schmidt stellen Lou Kanitz immer wieder die gleichen Fragen.

„Haben Sie sich in Paris eine bessere künstlerische Entfaltung versprochen? Oder waren es doch politische Gründe, Österreich nach dem Anschluss an Deutschland zu verlassen?“

Lou sagt, dass sie sich von Frankreich tatsächlich etwas erwartet hätte. Welcher künstlerisch veranlagte Mensch sieht nicht in Paris die Erfüllung seiner Wünsche?

„Aber dass Sie Ihren Gatten – Ihre positiven Beweggründe in allen Ehren – einfach so in Wien zurückgelassen haben? Finden Sie das nicht ein wenig eigenartig? Wäre es da nicht logischer gewesen, gemeinsam auszuwandern?“

Sie weiß, dass sie das niemandem begreiflich machen kann, dass da ein Bruch in ihrem Leben und ein kaum zu erklärender Widerspruch besteht;

noch dazu bei solchen Menschen von der Gestapo. Dass sich in kritischen Zeiten Menschen viel schneller auseinanderleben, dass es aus sein kann, wenn man merkt, dass man den falschen Mann geheiratet hat und es umgekehrt genau so gewesen war. Es schaut in der Tat sehr seltsam aus und das hätte niemanden interessiert, wenn sie jetzt nicht im Gefängnis säße und sich alles als so eigenartig kompliziert erweist.

Das Thema wird gewechselt und aufs Neue gefragt, wie sie zu Scholz gestoßen ist. Ein Bekannter hat sie auf einen Funktionär der Freiheitsbewegung namens Fischer-Ledenice hingewiesen und der hat sie mit Scholz bekannt gemacht.

„Der Bekannte hat doch sicher einen Namen!“

Sie nennt einen Mann namens Mayerhofer; er hat aber nichts mit der Freiheitsbewegung zu tun gehabt, nein, ganz gewiss nicht.

„Das lassen Sie unsere Sache sein, was wir mit diesem Mayerhofer machen. Vielleicht holen wir ihn gleich, damit wir Ihre Aussagen überprüfen können. Aber Sie sind direkt von Fischer-Ledenice angeworben und von Scholz in die Freiheitsbewegung aufgenommen worden. Hat er Sie vereidigt? Wann?“

„Es muss im Februar 1940 gewesen sein.“

„Das ist ja noch gar nicht so lange her; dürfen wir das genaue Datum erfahren? Und was geschah dann? Sie wurden die Frauenschaftsführerin der Gruppe Scholz. Sie hatten tatsächlich nur zehn Mitglieder? Das nehmen wir Ihnen doch nicht ab. Also, wer war noch dabei? Wie viele? Mit zehn Mitgliedern ist man nicht sehr erfolgreich, oder nicht? Und dennoch hat man Sie in den Vollzugsausschuss berufen?“

Sie gibt es selbstverständlich zu, sagt, dass ihr Scholz besonders vertraut habe. Das schmutzige Grinsen des Kommissars Schmidt zieht sie förmlich aus.

„Ach ja, wirklich? Besonders vertraut? Und es ging Ihnen, nachdem Ihre Ehe in Brüche gegangen war, wirklich nur darum, wieder niveaувollen gesellschaftlichen Anschluss zu finden? Da waren Sie in dieser Runde des geistlichen Herrn, der gerne Öltanks und Brücken sprengen wollte,

sicher richtig am Platz!“

Dann kamen wieder die Fragen mit dem Ausspionieren des Munitionslagers. Man unterstellt ihr, dass das bestimmt nicht das einzige Mal gewesen sein könnte. Wo hat sie noch diesen Ohnmachtstrick angewandt und, wo und wer hat sonst noch ausgespäht? Hartmann scheint den Gestapomännern genehmer zu sein; kein Geistlicher, aber dennoch unverheiratet...Da fragen sie nicht viel weiter.

„Wo haben die Besprechungen stattgefunden? Im Stift?“

„Nicht direkt im Stift; in der Wohnung von Ziegler. Das ist eine Dienstwohnung im Stift.“

„Wo sonst noch?“

„In der Wohnung von Dr. Zimmerl; sogar einige Male und dann auch einmal in der Wohnung des Musikers Würzl.“

„Aha, ein Fachkollege; daher wohl auch die Sympathie und der gesellschaftliche Anschluss. Als Mitglied des Vollzugsausschusses haben Sie doch von allem gewusst. Was sagen Sie zu den Auslandskontakten des Scholz? Wer war da noch im Spiel? Fischer-Ledenice, Strasser oder Scholz selbst?“

Sie sagt darauf, das wäre alles außerhalb ihres Bereichs gewesen und darüber könne sie gar nichts sagen. Manches Mal ist sie bewusst erst etwas später zu den Besprechungen hinzugezogen worden.

„Aber bleiben wir doch dabei. Was waren die wichtigsten Länder? England oder Frankreich?“

Das klang ganz harmlos, aber mit einem Mal fährt der Vernehmende wie ein Teufel auf sie los:

„Von wem haben Sie 1939 Aufträge in Paris erhalten? Heraus damit! Wer war das? Das „Zweite Büro“ vielleicht?“

Er hat sich halb aufgerichtet, schreit ihr unvermittelt ins Gesicht, so dass sie in Tränen ausbricht. Sofort setzt er nach.

„Glauben Sie denn, wir können uns keinen Reim darauf machen, dass Sie 1939 wieder ins Reich zurückgekommen sind. Welche Aufträge waren das also? Und von wem sind

sie gekommen? Antworten!“

schreit er noch einmal. Schmidt hat plötzlich ein Lineal in der Hand, Lou zuckt zurück, glaubt, er wird ihr über das Gesicht oder auf die Hände schlagen. Sanitzer kommt hinzu und dann prasseln die Fragen wie Knüppel auf sie herab. Ja, jetzt versteht man alles, sagen sie beide. Dann nennt man ihr Namen; sie haben sie von der Abwehr und vom SD.

„Ist es dieser oder jener?“

Und man hält ihr Photos vors Gesicht. Die Frau ist erschrocken, sie ist ganz klein geworden, das letzte unter den verschreckten Wesen. Später bemerkt sie auch das Malheur, das ihr passiert ist. Sie glaubt zu ersticken. Mühsam würgt sie hervor, dass sie niemanden von diesen Männern kennt und dass sie überhaupt nichts mit französischen Stellen zu tun gehabt hat; außer bei den Papieren für die Ausreise.

Sie lassen aber nicht los. Schmidt behauptet, sie sei geschickt worden, um in der Ostmark Widerstandsgruppen zu organisieren und sie stehe eigentlich hinter Scholz und seinen Leuten. Sie werde vor dem Beil sicher nicht mehr zu retten sein. Und jetzt solle sie auspacken!

Die einst so elegante und stolze Frau weint. Aber sie lassen ihr keine Minute Erholung. Die Verhörenden glauben nicht recht daran, aber warum sollten die Männer des „Zweiten Büros“ vor Kriegsbeginn nicht geplant haben, Agenten ins Reich zu senden? Das wäre nichts Außergewöhnliches. Und gerade eine Pianistin? Eben weil das so unauffällig war. Wenn die Kombination stimmte, wäre das ein toller Erfolg, auch wenn Frankreich jetzt schon total besiegt am Boden liegt.

Es werden furchtbare Stunden und Tage; die Verhöre nehmen kein Ende. Sie hat in diesen Juli – und Augustnächten keinen Schlaf und wenn es keine Verhöre gibt, hat sie ihre Zelle sauber zu machen. Man kontrolliert schikanös und an Spott wie etwa mit dem „Klavierspielen“, wenn es ans Putzen der Toiletten geht, wird nicht gespart.

Sie glaubt nicht, dass sie jemals in einem anderen Leben gewesen ist. Alles an ihr wird so schnell schmutzig und zerrissen. Es hat den Anschein, als wäre sie jetzt interessanter als der Geistliche Scholz; sie bleibt längere Zeit am Morzinplatz, denn man will schmieden, solange das Eisen heiß ist. Die Räume in der Gestapozentrale sind nicht für Frauen eingerichtet, es gibt überall fast nur männliches Aufsichtspersonal und man nimmt keine Rücksicht auf sie als Frau. Kontrolle ist ständig und überall. Sie bricht zusammen, aber Ruhe bekommt sie dennoch nicht. Zum Hochverrat kommt noch der Spionageverdacht. Langsam sieht man aber, dass nichts weitergeht. Dann kommt sie auf die Rossauerlande und wird nur mehr hie und da auf den Morzinplatz geholt. Schließlich geht es ab ins Landesgericht.

Dort gibt es auch Frauen unter dem Aufsichtspersonal. Sie sind grob beim Durchsuchen der Häftlinge, tragen Pistolen und vor allem mit Metallkugeln gefüllte Lederpeitschen; sie schlagen damit zu, wozu hätten sie sie denn auch. Wofür und wann eine eins draufbekommt, ist ihre Sache.

\*\*\*\*

Den verhafteten Wehrmachtsangehörigen ergeht es schlecht; es ist keine Kleinigkeit als Soldat gegen das Reich aufzustehen, den Eid auf den Führer zu brechen, andere zur Desertion aufzufordern und auch selber überlaufen zu wollen. Verdammt noch einmal, wenn einem da die Galle nicht hochkommt!

Zuerst haben sie den Alois Hradil eingebracht, dann den Wirtschaftsakademiker Fischer-Ledenice und schließlich Arthur Preuß. Sie standen alle auf den Listen. Bei Preuß ist es besonders arg; er war zur Pilotenausbildung vorgesehen gewesen. Wie konnte nur so etwas passieren? Haben denn alle wieder einmal geschlafen? Er wird direkt aus seinem Schulflugzeug herausgeholt; und nach den ersten Verhören fehlen ihm einige Zähne... Er und Fischer-Ledenice kommen aus besseren Verhältnissen, Hradil aus sehr einfachen. Aber sie bringen keine Gemeinsamkeiten heraus. Man glaubt, dass die Verschwörung noch viel tiefer gehen könnte. Intensität und Schärfe der Befragungen steigern sich. Das kann doch unmöglich schon alles gewesen sein. Keiner dieser drei hat übrigens die etwa briefmarkengroße Geheimlegitimation bei sich gehabt; bloß bei Zimmerl haben sie einige Exemplare gefunden; in Englisch und Französisch stand da:

„Der Inhaber dieses Ausweises ist Mitglied der Österreichischen Freiheitsbewegung. Die alliierten Behörden werden gebeten, ihn besonders zu behandeln und zu verwenden.

Wien 1940

der Präsident des Exekutivkomitees  
gez. Roge de R. m.P.“

Die Verhörenden nehmen sich den zweiten Teil des letzten Satzes ziemlich zu Herzen.

\*\*\*\*

Durch das „Grüne Tor“ fahren zwei dunkle Personenkraftwagen ein, hinter ihnen ein großer "Überfallswagen" für 30 Mann; sie halten auf das Hauptportal zu. Ein zweiter Überfallswagen riegelt den Gartenzugang in der Berggasse ab. Das Kommando dieser Gestapo – Aktion hat Dr. Kolb. Es ist Mittwoch, der 30. April 1941, sieben Uhr. Man bringt den Stiftspropst Alipius Linda mit einem Auto in die Gestapozentrale am Morzinplatz und das geht so schnell, dass er keinen seiner Mitbrüder verständigen kann; auch nicht seinen Sekretär.

Alle Chorherren, die im Haus wohnen, werden ins Refektorium befohlen, ihre Zimmerschlüssel müssen sie den Gestapoleuten abliefern; die Stiftsangestellten werden in die Portierloge gebracht. Dort ist es eng und das einzige Fenster ist vergittert. Es geschieht alles exakt, planmäßig, die Männer wissen genau, was sie tun. Sie kennen das Haus schon von früheren Aktionen. Da hat es die große Hausdurchsuchung im Vormonat gegeben, als kistenweise Material davongetragen worden war und im Juli 1940 die Verhaftung von Roman Karl Scholz.

Unruhe und Nervosität machen sich breit; es ist befohlen worden, noch einmal in den Zimmern nachzusehen, ob auch alle anwesend sind. Man hat eine Liste dabei; dann kommt der Kaplan Theobald Tscheternik herbei; er musste aus dem Krankenhaus geholt werden, hat dort die Messe gelesen und Versehänge gemacht. Dr. Kolb ist unwillig; es soll alles schnell gehen, er wünscht keine langen Zeremonien. Man hat hier viel zu lange gezögert; keine Frage, dass das Stift schwer belastet ist; durch seine alte Tradition und seine politische Haltung; monarchistisch – legitimistisch und mit dem Ständestaat eng verbunden gewesen. Drei Jahre nach dem Anschluss und nach eineinhalb Jahren Krieg muss ein härterer Kurs eingeschlagen werden. Man hätte ja schon viel früher durchgreifen müssen. Die Kommunisten haben es eigentlich vorgezeigt, wie man mit den Kirchen umzugehen hat. Reichsleiter Martin Bormann hat darauf hingewiesen. Man kennt die Stimmung im Land, speziell in Niederdonau und in Wien recht gut. Die Bevölkerung wird keinen Unwillen zeigen, die Klöster einer anderen, wirtschaftlich und sozial wichtigeren Verwendung zuzuführen.

Dr. Kolb fragt seine vier Begleiter, die hinter ihm Aufstellung genommen haben, ob man nun endlich vollzählig sei. Er streckt seine Hand zum „Deutschen Gruß“, zieht dann eine Mappe hervor und entnimmt ihr ein Blatt. Preußisch kurz und schnarrend lässt er die Sätze heraus.

das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen des Stiftes ist aufgrund der Verordnung vom 18.11.1938 über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens beschlagnahmt

alle Rechte und Ansprüche sind erloschen

ein treuhändiger Verwalter für das beschlagnahmte Vermögen ist vom Reichsstatthalter bestellt

alle Chorherren haben mit dem heutigen Tag das Stift zu verlassen und ins Piaristenkloster in Wien zu übersiedeln

Nach dem mit erhobener Stimme vorgebrachtem Text werden die Details in normaler Rede verfügt.

Das Gepäck wird nachgesandt und für die erforderlichen Gottesdienste kommt ein „Messeleser“. Alles klar?

Der Protest des Stiftsdechants fällt ins Nichts, ist nicht einmal Formsache; seine Frage nach der Begründung wird mit dem Hinweis auf die Verordnung abgeschmettert. Eigentlich müssten alle sofort gehen und packen.

Da kommt plötzlich aus einer ganz anderen Richtung ein Einwand. Dr. Kolb wendet sich diesem Mann zu, auch die Chorherren schauen erstaunt. Mitten unter den Chorherren im schwarzen Talar sitzt ein Mann in Zivilkleidern, so als gehörte er nicht dazu. Er spricht keineswegs ängstlich sondern mit volltönender Stimme. Die Sätze klingen nicht improvisiert oder zögernd, sondern wohl überlegt.

„Ich bin als bewusster Nationalsozialist 1933 als Pfarrer von

Kierling abgesetzt worden und seither im Ruhestand. Es kann doch wohl nicht sein, dass ich jetzt auch unter diese Bestimmungen falle. Ich habe für die Partei schwere Nachteile erlitten; es ist ungerecht, dass ich jetzt nach dem Sieg des Nationalsozialismus genau so wie seine Feinde behandelt werde. Für mich sollte es eine Ausnahmeregelung geben.“

Dr. Kolb ist wohl einen Augenblick verlegen, blickt in seine Liste und schüttelt den Kopf. Jörg Urban – eigentlich heißt er mit dem Ordensnamen Georg, doch er nennt sich seit längerer Zeit nur mehr Jörg (vielleicht in Anlehnung an den Ex-Zisterziensermönch Jörg Lanz von Liebenfels) – der ehemalige Pfarrer von Kierling, nimmt noch einmal einen Anlauf.

„Es muss für mich eine andere Regelung getroffen werden; ich werde mich beschweren, ich muss angehört werden.....!“

Mit einer Handbewegung schneidet Dr. Kolb seinen Einwand ab. Die vier Männer hinter ihm stecken die Köpfe zusammen; zuerst verwundert, dann beginnt man zu grinsen. Das ist doch zu grotesk. Jetzt auf einmal steht hier ein neuer Parteigenosse unter seinen Mitbrüdern auf und verlangt eine Sonderbehandlung. Warum ist er nicht früher gekommen, hat nicht den Talar ausgezogen und sich als Parteianwärter gemeldet?

Es gibt keine Ausnahme für Herrn Jörg! Auch er muss so wie alle anderen Chorherren die Erklärung über die Enteignung unterschreiben. Der Gestapokommissar drängt; die Chorherren dürfen nur in Begleitung von Gestapobeamten auf ihre Zimmer gehen und dort packen. Was nicht in die Koffer geht, bleibt vorerst einmal liegen und wird en bloc als „persönliches Eigentum“ deklariert. Plötzlich steht der Propst mitten unter ihnen. Man hat ihn ohne Aufsehen vom Morzinplatz wieder zurückgebracht.

Die Chorherren Bernhard, Oswald, Theobald und Koloman dürfen für die Seelsorge bleiben. Es ist ja auch noch das große Krankenhaus zu betreuen.

Fragen, was mit dem Stiftsgebäude geschehen wird, beantwortet Dr. Kolb nicht. Es ist nicht geklärt, ob es eine „Adolf – Hitler – Schule“ wird, wie es Bormann will. Ein Objekt in Hamburg steht in Konkurrenz, doch der Reichsleiter bevorzugt das Stift Klosterneuburg. Man hat ihm nahegebracht, es sei riesengroß und es gäbe geeignete Sportplätze in der Nähe. Andere wieder glauben nicht, dass sich das Stift dafür eignen könnte. Es gibt keine Bäder, nicht genügend Toiletten und viel zu hohe Räume; da wäre noch sehr viel zu adaptieren und mit den Sportplätzen ist es auch nicht so weit her. Außerdem wird bereits jetzt eine Reihe von Räumlichkeiten durch die Wehrmacht genutzt. Die Klosterneuburger Kasernen platzen aus allen Nähten. Die Pachtgründe des Stiftes sind von der Enteignung ausgenommen, denn das Stift besitzt sie gar nicht mehr; sie wurden an die Stiftung der „Deutschen Mutter“ abgetreten; doch das macht keinen Unterschied, ist nicht mehr ein Problem der Chorherren, sondern eines der Partei.

Im Papier des Dr. Kolb ist auch nicht die Rede von einer Verwicklung des Stiftes in die Affäre der Österreichischen Freiheitsbewegung; außer Roman Karl Scholz ist kein einziger Chorherr verhaftet worden.

Sobald sie wieder allein sind, reden sie darüber. Vielleicht ist da wirklich nicht viel dran. Sie sind jedenfalls sehr erleichtert, dass das nicht als Beweggrund angeführt worden ist. Einige mahnen, es wäre noch nicht aller Tage Abend.

Wehrmachtssoldaten helfen beim Beladen des Lastautos mit dem Bettzeug und dem gemeinsamen Eigentum.

Zu Jörg Urban spricht in den nächsten Tagen überhaupt niemand und in den kommenden Wochen nur das Allernötigste.

\*\*\*\*

In der Geschichte der Klosterneuburger Chorherren war wohl keiner so lange und in so vielen Gefängnissen gewesen; das sagt sich Roman mehrmals. Es waren früher andere Zeiten und einmal muss der Anfang gemacht werden. Doch wozu diese alberne Statistik?

In Kriegszeiten weht in Gefängnissen ein böser Wind; die Wärter müssen streng sein, denn sonst sind sie schneller an der Ostfront, als man sich denken kann. Also Druck, Antreiben; nicht die geringsten Zwischenfälle darf es geben. Auch hier ist eine Front, aber die Feinde sind wehrlos.

Unter den Gefängnissen im Reich ist Anrath bei Krefeld eines der schlimmsten. Auch Roman macht sehr schnell böse Erfahrungen. Verhöre gibt es für ihn aber nicht. Es ist eine Durchgangsstation der Hölle. Man rangiert mit den Gefangenen, wie es sich ergibt und es ist hier mehr Platz als in Wien. Und dennoch erlebt Roman hier eine Freude und ein Hochgefühl wie noch nie in seiner Haft. Trotz preußischer Strenge gelingt es, einige Mitgefangene aus der Heimat zu treffen. Sie werden gefesselt über die Gänge getrieben, aber sie können sich leicht und flüchtig zunicken, und er will es zuerst gar nicht glauben, dass der Gefängnisverwaltung dieser gewaltige Missgriff passieren konnte: sein ehemaliger Mitbruder, der Burgschauspieler Fritz Lehmann, sitzt in der Nebenzelle! Sie sind beide schon alte Gefängnishasen und vorsichtig genug; ein Neuling würde bestimmt Fehler machen und sich verraten, doch dieses Lehrgeld haben beide mit Dunkelhaft, Hunger und Schlägen bezahlt. Es ist eine eklige Sache aber auch ein guter Trick, über die Toilettemuschel miteinander vorsichtig zu „telefonieren“. Man muss nur mit dem Lappen das Wasser völlig aufsaugen und dann sagt Roman dem Schauspieler ein paar Verse, die er schon lange mit sich herumträgt. Lehmann hat Papier und Bleistift, Roman aber nicht. Er hat wohl auch manchmal so etwas besessen, aber man hat sie ihm entweder ganz offiziell weggenommen oder aus seinen Verstecken hervorgeholt.

Da ist das „Grab“.

*Ich sah aus dem Schlunde des Lichthofs empor*

*ins herbstene Blau.  
Die goldene Nachmittagssonne liegt hell  
ganz oben am Bau.  
In unserem Schacht ist ewige Nacht.  
Kein Strahl dringt herab.  
Wir müssen wohl Längstverstorbene sein  
und wohnen im Grab.*

.....

Immer wieder feilt er an den Versen, lässt sie sich von Lehmann vorsprechen, ändert dann. Oft muss es wieder schnell gehen. Einmal siegt die Selbstironie, als der das „Gefängnis“ diktiert.

*Das Haus erscheint mir wie ein Riesenkloster,  
drin lauter ungewollte Mönche wohnen,  
wiewohl sie lieber die Geliebte hielten.*

.....

*denn über ihnen schwingt die Geißel  
barbarischer verschollner Disziplinen.*

.....

Dann findet er zu sich zurück und schreibt einen klagenden Schluss:

*Und ich, den Trott der Mühle mitzutreten  
von Gott hierher verbannt für meine Sünden,  
erfülle jetzt, was ich nicht willens übte,  
verflucht zu ewignadelosem Büßen.*

.....

So unglaublich es klingt, aber dann schlägt seine Stimmung ins Positive um und er denkt an die Zukunft, an eine Zukunft. Er holt die Gedanken, die er seit seiner Verhaftung in den hintersten Winkel seines Gehirns verborgen hat, wieder hervor; es sind politische Sätze, die er in nüchterner Prosa diktiert. Das hört sich für Lehmann ganz anders an; auch er fasst Mut. Beide wissen nur zu gut, wie riskant diese Worte sind, welche katastrophalen Folgen sie für beide haben können. Aber der Text gelangt über Lehmann dennoch hinaus in die freie Welt.

*„Die Stunde X, der Zusammenbruch des Dritten Reiches „*

---

*Was ist im Fall X zu tun? Es gibt zweifellos für eine längere Zeit ein Chaos oder ein Besatzungsregime. Wir sind in beiden Eventualitäten zur Bedeutungslosigkeit verdammt.... Ein Anteil an der Macht interessiert uns nicht! Wir müssen höhere Gesichtspunkte haben als das Erringen einiger Plätze an der Futterkrippe... Eine Partei baut man nur in der Opposition auf. Darum dürfen wir uns niemandem zur Verfügung stellen. Ich habe mich da früher arg geirrt.....*

Wegen der Stunde X braucht Roman gar kein Prophet mehr zu sein. Über den Himmel des Reichs ziehen die feindlichen Bomberflotten dahin. Das hören sie im Gefängnis noch besser als die Bevölkerung in den Luftschutzkellern.

*Nacht (eine von vielen)*

*Bissig bellt allum die Flak.  
Blitz. Und übersprüht den Himmel  
mit dem bösen Feuerwerk  
platzender Granatenreigen.  
Bleiche Totenfinger tasten  
suchend Lichter durch die Räume.  
Bomben bersten, Mauern beben,  
Scheiben zittern vom Erschüttern;  
Menschenirrsinn feiert wieder  
einmal Hexensabbat.....*

Ob Klosterneuburg auch schon bombardiert wird oder ob es noch unversehrt steht? Er erfährt es jetzt nicht; auch nicht im nächsten Gefängnis in Hamborn, wo alles etwas ruhiger und milder zugeht als in Anrath. Doch hier hat er keinen Lehmann; er erfährt es erst wieder im Wiener Landesgericht.

\*\*\*\*

Bei einem Besuch im Gefängnis bringt Grete G. das Thema Goneril zur Sprache. Roman antwortet, er habe begonnen, Szenen zu entwerfen und den Handlungsablauf schon im Großen skizziert. Die Sprechzelle weitet sich zur Bühne, das Elend ist für kurze Zeit vergessen genau so wie der üble Gefängnisgeruch, der den Besuchern noch einige Tage nicht aus den Kleidern geht. G. weiß, dass es ihre Gestalt, ihr Thema ist. Sie sagt, entschiedener als sonst, sie glaube nicht, dass ihr die dramatische Form der Goneril angemessen erscheint. Sie will ihm nichts dreinreden, aber sie wird lebhaft und unterstreicht, jedes andere Thema wäre für ein Drama besser als Goneril. Sie ist ein Wesen, das sich der theatralischen Szene entzieht. Roman will nicht gleich den Gedanken aufgeben; das Drama wäre für ihn eine neue Form, das hat er noch nicht versucht, aber er sieht es, fast wie mit einem Schlag, selbst ein, dass er da ein Stück haben wird, dem die dramatische Spannung fehlt; und er fühlt auch, dass er das, was er seiner Goneril sagen und wie er sie gestalten möchte, in der Prosa besser gelingen wird. Es ist auch für ihn eine neue Form.

Heute fällt ihm der Abschied unendlich schwer.

\*\*\*\*

Den Prozess wird es in Wien vor dem Volksgerichtshof geben; die Entscheidung ist endgültig. Wenn es aber den Prozess gibt, dann kann es für den Anführer der Bewegung nur **ein** mögliches Urteil geben! Das sagt sich Roman immer wieder vor. Hatte er sich vielleicht täuschen lassen, dass sich so lange Zeit nach seiner Verhaftung und den ersten intensiven Verhören nichts mehr getan hat? Wie hat er nur glauben können, dass das Dritte Reich je etwas vergessen könnte! Das Volk braucht Prozesse mit Todesurteilen, damit es beruhigt ist, weil es sieht, dass die Führung etwas unternimmt.

Nun läuft alles mit Beschleunigung ab; auch wenn der Hochverrat schon länger zurückliegt, ist es kein Grund ihn zu vergessen.

Vorwärts.....

Illusionen hat Roman absolut keine mehr. Wenn ein Prozess stattfindet, dann endet er in jedem Fall mit einem Todesurteil.

Am 15. Februar 1944, acht Tage vor Prozeßbeginn, lässt man ihn einen letzten Brief an seine Mitbrüder schreiben. Roman nimmt sich kein Blatt mehr vor den Mund; dieser Brief wird ihn nicht retten und kann ihm kaum mehr schaden. Er hat es gelernt, präzise zu schreiben, denn man muss mit dem zugeteilten Papier auskommen.

*Liebe Mitbrüder!*

*Bevor ... mir die Verurteilung jede Möglichkeit nimmt, mit ein paar Zeilen meinen letzten Dank abzustatten, nütze ich die Gunst der Stunde.....*

*Ich weiß nur allzu gut, wie erzwungen Euer Schweigen war.*

Natürlich hat ihm keiner geschrieben; es wäre ja alles zensuriert worden oder wie hätte jemand sonst einen Brief ins Gefängnis bringen sollen?

*Ebenso habe ich nie gezweifelt, dass ich nicht vergessen und verlassen war und weiß, dass ich es heute weniger bin denn je. Dass vielmehr alles geschieht, was geschehen kann, um mein Leben zu retten.*

Er hat seine Zweifel an diesem Satz. Aber soll er jetzt klagen und fordern?

*Ich darf aber nicht verhehlen, dass ich reichlich pessimistisch bin, was den Ausgang meiner Sache betrifft.....Ich muß annehmen, dass man meine Person als (recht fadenscheinigen) Vorwurf benützt hat, um den vorbereiteten Schlag gegen das Stift zu führen. Soll ich mich verteidigen ?*

Soll das heißen, dass ich allein daran schuld bin ?

*Ich wage sogar zu sagen, dass mein Wirken und mein Tod, so Gott will, der Grund dafür sein werden, dass unser Haus glorreich wiederersteht.*

Das ist sein unverrückbarer romantischer Glaube, der ihn bis hierher geführt hat. Manche seiner Mitbrüder werden es als Hohn auffassen, aber er kann nicht anders. So ferne kann das Ende nicht mehr sein, auch wenn er in Wien bis zu diesem Zeitpunkt viel weniger von den Bombenangriffen bemerkt hat.

*Als Mann und Patriot habe ich nichts zu bereuen. Vor meinen Freunden und der Nachwelt bin ich ebenso gerechtfertigt wie vor mir selber. Daran vermag auch die ganze Justizkomödie und alle Versuche, mich moralisch zu erledigen, nichts zu ändern. Gäbe es eine freie Verteidigung, wären andere die Angeklagten..... Schön, ich trage Eulen nach Athen! Wer ich war und was ich geschaffen, wird die nahe Zukunft offenbaren .... Vielleicht werdet Ihr dann stolz darauf sein, dass ich zu Euch zählte....*

*Lebt wohl! Euer Gebet und Gedenken wird mir die Kraft verleihen, weiter wie ein Mann und Christ zu dulden und auch das Schwierigste zustande zu bringen: das rechte Sterben!*

.....

*In caritate X - Romanus*

\*\*\*\*

Der Aschermittwoch des Jahres 1944 ist ein nasskalter und trüber Tag; viel Zeit ist seit dem 22. Juli 1940 vergangen; eine schier endlose Kette von Angst, Depression und Erwartung.

Das Kriegsglück des Deutschen Reichs hat sich seither gewendet; Bomberflotten sind seit den euphorischen Siegestagen von 1940 aufgetaucht. Die Luft ist in den Gefängnissen und Gerichtssälen rauer geworden. Im „Totalen Krieg“, den Goebbels schon vor mehr als einem Jahr verkündet hat, gibt es für Hochverräter nicht den geringsten Pardon. Die Scholzgruppe lagerte wie Konserven in den Gefängnissen, aber jetzt sind Verurteilungen nötig, um Stimmung zu machen.

23. Februar 1944: Roman weiß gar nicht, dass heute Aschermittwoch ist. Im Gefängnis gibt es keine Feiertage. Die Erinnerungen an die liturgische Feier zu Beginn der Fastenzeit sind weit versunken.

„.....denn bitter arm sind wir geworden...“ heißt es in den Texten dieses Tages.

Das Licht im Gerichtssaal empfindet er als angenehm. Die Ketten hat man ihnen abgenommen und nun stehen sie vor dem Volksgericht: die Hauptangeklagten dieser Gruppe.

Scholz  
Zimmerl  
Heintschel – Heinegg  
Strasser von Györvar  
Luise Kanitz

Nach Ansicht der Anklage ist es die Führungsmannschaft, die übrig geblieben ist. Die anderen sind entweder ausgeschieden oder längst verurteilt. Kaplan Kühmayer zu 15 Jahren, der Waffenbeschaffer Goller hat fünf Jahre erhalten, wurde aber für die Wehrmacht begnadigt. Fritz Lehmann, Viktor Reimann und Schleifer haben Gefängnisstrafen erhalten, doch auch bei ihnen schlägt die Wehrmacht zu genau so wie bei Crammer und Würzl. Heribert Ziegler kommt in ein KZ wie auch der Bühnentechniker Gubitzer. An dem als Wehrmachtsangehörigen Verhafteten Hradil ist dann nicht sehr viel hängen geblieben; Preuß, der am übelsten Behandelte, ist einfach untergetaucht, irgendwo im Reich; ausgerechnet bei einem Zahnarztbesuch, um seine nach der Verhaftung

eingeschlagenen Zähne notdürftig sanieren zu lassen, ist er vier Monate nach seiner Verhaftung geflohen.

Gegen die Gruppen unter der Führung von Lederer und Kastelic wird gesondert verhandelt und abgeurteilt, aber sie wissen genau wie Scholz, dass für sie nur das Todesurteil in Frage kommt; das gilt auch für Fischer-Ledenice.

Roman schaut sich nicht um, will niemanden im Gerichtssaal sehen. Gutmeinende oder Freunde sind bestimmt nicht gekommen; helfen könnten sie auf gar keinen Fall, denn gegen die Todesmaschinerie der Volksgerichtshöfe kommt niemand auf.

Er hat seine vier mitangeklagten Freunde kurz begrüßen dürfen. Zimmerl sieht schrecklich aus; in seinem abgemagerten Zustand ist seine körperliche Behinderung noch deutlicher wahrnehmbar. Roman hat ihn schon lange nicht mehr gesehen und fährt erschreckt zusammen, als er ihn neben sich erblickte. Es ist selbstverständlich, dass man die Angeklagten voneinander ferngehalten hat, damit sie sich nicht abstimmen können; man hat sie auch nicht einander gegenübergestellt. Einige Male hat man sich auf einem der Korridore im „Metropol“ gesehen, wenn man zum Verhör gebracht worden ist; die Wachen haben sie jedes Mal schnell aneinander vorbeigezerrt. Wie lange ist das schon her?

Links außen steht Lou Kanitz; sie trägt ihre eigene Kleidung, aber von der hübschen und modisch gekleideten Frau ist nach dreieinhalb Jahren Gefängnis nichts übrig geblieben, ihre freundlich – energische Persönlichkeit, ihre feine Bildung und ihr künstlerisches Wesen wurden auf den Überlebenskampf in den verschiedenen Zellenblöcken reduziert. Ihre schöne, warme Stimme ist geblieben. Sie hat Roman bei der Begrüßung angesprochen und nicht nur einfach genickt. Diese kluge, kleine Frau ist zerbrochen worden. Aber er hat sie niemals geworben; sie ist zu ihm gekommen; das hat er sich immer wieder gesagt, aber das verändert oder verkleinert seine Schuld nicht.

Heintschel-Heinegg muss krank sein, er ist womöglich noch magerer als Zimmerl. Er zittert und lässt seine Augen ruhelos hin und herwandern. Mehr als ein Nicken hat er für Roman nicht. Bei ihm könnte es auf der Kippe stehen, denkt Roman, vielleicht gibt es für ihn kein Todesurteil.

Am besten sieht Strasser aus, doch das ist relativ. Er war schon immer überlegen, sanguinisch und optimistisch, hat sich überall mit seinem Charme Freunde geschaffen, bei den Diplomaten und vielleicht auch bei den Gefängnisbeamten.

Dann rattert man die Anklageschrift herunter:

„Scholz hat von 1938 bis zu seiner Festnahme ... Hochverrat vorbereitet! Sein gesamtes Verhalten kennzeichnet ihn als

einen besonders gefährlichen Verräter und unbelehrbaren Feind des Deutschen Reiches.“

Es folgt die Liste der Planungen; man hat auch noch das Anzünden von Getreidefeldern und von Vorratslagern hinzugefügt. Er fährt auf, möchte etwas sagen, aber man würde ihn nicht zu Wort kommen lassen und es ist ja doch belanglos.

Dann ist Zimmerl dran. Er wäre wegen seiner körperlichen Missbildung nicht kriegsdiensttauglich gewesen und hätte besonderen Anlass gehabt, sich zurückzuhalten und wenigstens in der Heimat seine Pflicht zu erfüllen – das haben sie ihm schon bei den Verhören stets aufs neue vorgehalten und jetzt findet sich das im Plädoyer des Reichsstaatsanwalts genau so wieder. Einer der Hauptpunkte ist Zimmerls Plan, mit sowjetischen Stellen zusammenzuarbeiten. Nach fast drei Jahren Krieg mit der UdSSR auf Leben und Tod sieht man das anders als 1940. Ein Sowjetagent der frühen Stunde, ein Terrorist und Saboteur der übelsten Sorte mit wirren politischen Plänen.

„Dass er Hochverrat im dargelegten Sinne vorbereitet hat..... braucht bei der Art seiner Betätigung und seiner Persönlichkeit nicht näher dargelegt werden!“

Heintschel-Heinegg hängt aber doch arg mitten drinnen, denn er ist Mitglied des Vollzugsausschusses und Kommandant einer Gruppe, er ist für die Finanzen zuständig und auch wenn der bei der Verhaftung vorgefundene Betrag nur gering ist und es keine Konten gibt, so erfüllt das Ansammeln von Geldmitteln den Bestand eines schweren Verbrechens genau so wie das Werben von Mitgliedern und das Herstellen von Flugblättern. Den gebrauchten Abziehapparat, den er besorgt hatte, hat er bei dem Schauspieler Hartmann versteckt; bei Heintschel-Heinegg findet man neben Büchern staatsfeindlichen Inhalts auch einen kurz vor der Verhaftung fertig gestellten „Friedensvorschlag“, der es in sich hat, denn er geht bereits von einem „Zusammenbruch des Dritten Reiches“ sowie von einer militärischen Niederlage Italiens aus; die „Vernichtung der preußischen Militär – und Staatsgewalt“ ist erst die Grundlage für einen dauerhaften Frieden. England soll die Neuordnung Europas führen und auf deutschem Boden Stützpunkte erhalten, Österreich bekommt seine historische Rolle im Donaauraum und nach Osten zurück, vermehrt um Bayern und Schlesien.

Während der Verhöre hat man ihm diese Ideen immer wieder hohnlachend an den Kopf geworfen und lächerlich gemacht, aber hier vor dem Volksgerichtshof steht das alles glasklar als Hochverrat da.

Dann folgt der Tatbestand der Wehrkraftersetzung durch Weitergabe der „Legitimationen“ an Wehrmachtssoldaten. Man hatte sie

allerdings bei keinem der verdächtigten Wehrmachtsangehörigen gefunden, auch nicht in den Kompanien von Hradil, Preuß und Fischer – Ledenice.

Strasser von Győrvar ist ungarischer Staatsbürger; Scholz hat ihm eine „außenpolitische“ Rolle zugeordnet. Er sollte im April 1940 mit der französischen Gesandtschaft in Budapest Verbindung aufnehmen und von der Existenz der Österreichischen Freiheitsbewegung berichten und um Unterstützung ersuchen sowie ein Muster der „Legitimationen“ mitbringen. Strasser hat gestanden, das Papier schon vor dem Grenzübertritt weggeworfen zu haben; den anderen Teil des Auftrags hat er erledigt. Die Verbindungsaufnahme hat ein mehr als nur schwaches Resultat gebracht, denn man hat ihm bloß für weitere Kontakte ein Losungswort „Dupont Engerau“ gegeben und die reichlich unverbindliche Zusicherung, dass ein unabhängiges Österreich gewiss zu den Kriegszielen Frankreichs gehöre. Einen weiteren Auftrag von Scholz, mit dem Botschafter Großbritanniens in Budapest Kontakt aufzunehmen, führt er nicht aus. Er habe die Sache nicht ernst genommen, sagte er im Verhör aus. In seiner Familie sei eine Anzahl von Diplomaten, da sei es üblich, auch mit anderen Angehörigen des Diplomatischen Korps zu reden. Die Anklage wirft ihm trotzdem vor, der Feindpropaganda „Stoff zum Nachteil des Reichs“ geliefert zu haben – und Missbrauch des Gastrechts im Deutschen Reich.

Zweifelloos der kleinste Fisch im Netz ist die Frauenschaftsführerin Kanitz. Sie hat zehn Frauen geworben, sie hat sich aber nicht um die Weisung Zimmerls gekümmert, für Anschläge Schwefelsäure und Glasröhrchen zu besorgen („konnte das Aufgabe einer Pianistin sein?“) Auch eine Zusammenarbeit mit dem französischen Geheimdienst kommt nicht mehr zur Sprache (da haben die Beamten weit über das Ziel hinausgeschossen) Ganz klar dagegen ist ihre Mitwirkung beim versuchten Ausspähen eines Munitionslagers der Wehrmacht in Hütteldorf; sie hat an hochverräterischen Handlungen teilgenommen und sie muss sich aufgrund der Teilnahme bei den Besprechungen klar geworden sein, dass die Ziele der Freiheitsbewegung nur durch Mittel der Gewalt und Unterstützung der Feindmächte erreicht werden können.

Und dann die Urteile noch am gleichen Tag:

Tod und Verlust der Bürgerrechte für den Hochverräter Roman Karl Scholz, den unbelehrbaren Feind des Großdeutschen Reiches, der andere gewissenlos für seine Ziele eingesetzt hat. Die Versuche, seine Schuld zu verkleinern, indem er sich auf die Beschlüsse des Vollzugsausschusses berufen hat, sind lächerlich.

Tod und Verlust der Bürgerrechte für Dr. Hans Zimmerl; es gilt das Gleiche wie für Scholz.

Tod und Ehrlosigkeit für Heintschel-Heinegg; das Gericht trifft die belanglose Feststellung, dass seine Schuld geringer als jene von Scholz und Zimmerl gewesen sei, aber wegen seiner gefährlichen Verschwörertätigkeit und seinem geradezu revolutionären Eifer konnte auch nur auf Todesurteil plädiert werden.

Bei Strasser enden die Bluturteile; er erhält zehn Jahre Zuchthaus, weil er nur als Gehilfe beim Hochverrat mitgewirkt hat. Als ungarischem Staatsbürger kann man ihn nicht mit Ehrverlust bestrafen. Das Gericht wertet auch sein Geständnis als mildernd und rechnet ihm die fast vier Jahre Untersuchungshaft an.

Luise Kanitz wird mit sechs Jahren Zuchthaus und Aberkennung der Bürgerrechte für diesen Zeitraum abgefertigt.

Neben der Anklageschrift und dem Urteilstext liegt auch noch die Waffenliste der Gruppe Scholz auf. Scholz und Zimmerl hatten je eine Pistole; dann gab es einschließlich des bei Ziegler sichergestellten Trommelrevolvers drei weitere Faustfeuerwaffen dieser Kategorie; dazu noch zwei Pistolen, ein Mannlicher – Gewehr sowie ein Magnum Jagdgewehr und eine Holzkiste mit Pistolen – und Revolvermunition, die bei Hubert Goller, der bereits außerhalb der Gruppe zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, beschlagnahmt worden waren.

Den Gerichtsakten liegt auch der Schlussbericht der Gestapo vom 17. Dezember 1940 bei:

„...dass die Gestapo vom Bestand dieser Organisation (Österreichische Freiheitsbewegung) zunächst durch eine Anzeige des Burgschauspielers Otto Hartmann, geboren 22. Jänner 1904 in Wien... die dieser am 17. 6. hier erstattete, Kenntnis erhalten hat. Da Otto Hartmann zu diesem Zeitpunkt selbst Mitglied und Funktionär dieser Organisation war, für sich aber durch die Anzeigeerstattung die Begünstigung der Straffreiheit in Anspruch nehmen konnte, wurde er beauftragt, weiterhin als Mitglied in der Bewegung zu verbleiben, um auf diese Weise eine restlose Erfassung aller führenden Organisationsangehörigen und ihrer Hintermänner zu ermöglichen.“

Hartmann hatte gute Arbeit geleistet, denn man ist durch ihn auch auf die Spur der Gruppen Lederer und Kastelic gekommen und konnte insgesamt 121 Personen verhaften; eine eindrucksvolle Zahl, die ausschließlich auf das Konto Hartmanns ging. Er hatte sich in den letzten Tagen vor der großen Verhaftungswelle bemüht, den

Gestapoleuten die Wohnungen der Verdächtigen zu zeigen; eine hilfreiche Angelegenheit, wenn man das verwinkelte alte Klosterneuburg und das Stiftsareal betrachtete. Aber er kannte sich wirklich gut aus, er hatte Einsicht in alle Planungen und kannte alle Personen; dass er viele sogar noch zu härterem Vorgehen antrieb – das mochte Absicht sein; eine gute Selbstinszenierung blieb es jedenfalls. Es war nicht nur idealistischer Eifer des Schauspielers, sondern auch 30.000 Reichsmark an Kopfprämien. Auch das stand im Schlussbericht der Gestapo. So viel Geld hätte er am Burgtheater niemals und schon gar nicht in so kurzer Zeit verdienen können; höchstens beim deutschen Film und in größeren Rollen; doch diese Frage stellte sich nicht.

In allen Prozessen haben die Gerichte niemals einen Zeugen Hartmann gebraucht. Doch wozu sollten Zeugen in einem Volksgerichtshofprozess dienen? Eigentlich eine Zeitverschwendung.

Nicht bei den Gerichtsakten lagen Informationen über das weitere Schicksal Hartmanns. Nach und nach war es doch aufgefallen, dass er als Einziger so gut wie unbehelligt geblieben war. Bloß ein Verschwinden für ein paar Tage und dann ein fröhliches unbeschwertes Auftauchen in den Räumen des Burgtheaters mochte den Schauspielern zu denken geben, noch dazu wo seine Mitverschworenen Gubitzer, Wildgans und Martinek sowie sein Schauspielerkollege Lehmann nicht wieder freikamen. Im Burgtheater begann sich Unruhe auszubreiten, Hartmann fuchtelte mit einer Pistole in der Kantine herum und gebärdete sich seltsam. Er tat das Unverzeihliche und rühmte sich seiner Verbindungen zu gewissen Dienststellen. Da wurde es den großen Mimen zu viel.

Hennings und Volters sprachen beim Direktor vor; Hartmann müsste unbedingt aus dem Theater. Sie gingen selbst zu Parteidienststellen und zur Gestapo, doch dort blitzten sie ab. Mit zynischem Humor sagte man ihnen, hätte man Hartmann bessere und größere Rollen gegeben, wäre es wohl nicht so weit gekommen.

Schließlich hat er doch noch im Sommer 1941 die Kündigung erhalten und wurde gleich in das große Auffangbecken gestoßen, in das alle kamen, die nicht mehr anderswo dringend gebraucht wurden: in die Wehrmacht. Jetzt raunzte ein Teil der Schauspieler: den Hartmann hätte man schon als Spitzel gekannt, doch nun würde mit Sicherheit ein neuer ernannt, den sie nicht kannten und der wahrscheinlich gefährlicher sein würde.

Doch die Partei vergaß ihn nicht, auch wenn er kein Ruhmesblatt für sie war. Man schickte ihn keineswegs an die Ostfront, sondern ließ ihn in Preßburg bei den Landeschützen. Alle Versuche, doch wieder ans Burgtheater zurückzukehren, schlugen fehl. Schließlich legte sich sogar der Gauleiter Schirach gegen eine Wiedereinstellung Hartmanns quer. Eine Versteifung der Wirbelsäule ist schließlich schuld, dass er nicht mehr in der Wehrmacht dienen kann und entlassen wird. Wie viele

andere haben größere Beschwerden, aber da heißt es nur, man kann jetzt auf keinen Kämpfer mehr verzichten, weil die Lage an den Fronten so gespannt ist. Doch Hartmann hat Freunde und – Verdienste! Er bekommt einen Schreibtischposten bei der Kriminalpolizeileitstelle Rossauerlande und zwar in der Fahndungsabteilung. Auch hier wieder Amateur, denn eine Polizeiausbildung hat er nie genossen, doch er verfügt immerhin über praktische Erfahrungen. Das muss ihm erst einer nachmachen, 121 Leute zur Verhaftung zu bringen. Von weiteren Erfolgen Hartmanns hört man nichts mehr; die Leute sind viel vorsichtiger geworden und der österreichische Widerstand formiert sich auf einer anderen Ebene; und Hartmann kennt man.

Auch die Inhaftierten haben nachzudenken begonnen und sich gefragt, was aus Hartmann geworden ist. Man sieht ihn in keinem der Gefängnisse. Gewiss, das Reich ist groß und man hat in der Ostmark gar nicht genug Platz für die Häftlinge und muss sie auf die Gefängnisse im „Altreich“ aufteilen; und eine Übersicht können sie sich nicht verschaffen. Aber wenn sie nicht gerade zu sehr in ihren eigenen Ängsten und Sorgen verflochten sind, kehren ihre Gedanken öfters zu dem ewig unzufriedenen und ungeduldigen Motor der Aktionen zurück.

\*\*\*\*

Roman und die beiden anderen Todeskandidaten sind nicht zusammengebrochen. Sie haben es gewusst, vor allem aber er selbst, dass das Urteil gar nicht anders lauten konnte. Er hatte es sich hunderte Male gesagt, hat es auch noch vor dem Prozess seinen Mitbrüdern geschrieben („Vergnügen ist der Henkertod ja keines, noch weniger das auf ihn Warten“) Der Schlag des Unabänderlichen und Unausweichlichen trifft ihn doch. Er sagt kein Wort zu den beiden anderen; vielleicht hätte man es sogar geduldet, doch dann ist er schnell wieder in seiner Zelle.

Wann wird es sein, ist jetzt die Hauptfrage. Und wo wird es sein? Bleibt er hier im Wiener Landesgericht oder muss er noch einmal hinaus in eines der reichsdeutschen Gefängnisse? Das wäre ein Zeitgewinn, aber will er denn wirklich Zeit gewinnen? Die nackte Angst peitscht ihn hoch, er zittert, ihm wird übel, aber er will keine Hilfe. Es geht, er muss nur warten. Er hat gehört, dass sie jene, auf die sie es abgesehen haben, lange warten lassen. Denn das wissen sie auch: an das Warten auf den Tod gewöhnt man sich nie. Zuerst kann er es nicht, er findet kein Gebet. Dann weicht langsam die Starre und er kann wieder mit Gott sprechen. Er weiß es ganz genau, dass er sein Leben lange Zeit nicht mehr mit seinem Priestertum in Einklang gebracht hat. War es Eifer oder Hochmut? Er stellt sich die Frage, wann er den rechten Weg verlassen hat und was alles anders geworden wäre. Er weiß keine Antwort darauf.

Vielleicht steckte das alles von Anfang an in ihm. An ein staatlich vorherbestimmtes Schicksal will er nicht glauben. Er hat selbst die Entscheidung getroffen, ja er selbst allein!

Die Todesangst lässt sich zeitweise verdrängen; sie weicht einer Gottergebenheit und geduldigen Erwartung des Endes, um ihn dann wieder unvermutet anzufallen, dass es ihn wie ein Nervenfieber schüttelt.

Er denkt an Rettung. Von wo soll sie kommen? Ein Gnadengesuch will er nicht schreiben, es verbietet sich von selbst. Er weiß von den fast ausnahmslosen Ablehnungen und um die Aussichtslosigkeit aller Bemühungen. Er denkt an seine Mitbrüder..... er hat nie auch nur das kleinste Zeichen einer Hilfe wahrgenommen, aber er muss sich auch sagen, dass er sich von ihnen so weit entfernt hat, aus Unverständnis, aus Ablehnung, ja aus Hochmut... Ob sie seinen Brief erhalten haben? „Ich bin Eurer Hilfe wert...“ hat er geschrieben. Ob sie es verstanden haben?

Dann versucht er, Gedanken zu formulieren und zu schreiben.

*„..... ein Schauspiel. Und der Silberschein  
mit schönen Gemmen edler Gedichte,  
gelebte Träume, die ich Euch erzähle.  
Ich werde immer bei Euch sein,  
dass Euren Sinn ich nach den Sternen richte  
in meinen Versen habt Ihr meine Seele.“*

Er weiß nicht, wie er den winzigen Zettel hinausbringen lassen kann. Ob es noch Besuche für ihn geben wird? Eines weiß er: die zum Tod Verurteilten bleiben nicht in ihren Zellen; sie werden zusammengefasst; das erleichtert die Aufsicht und die technischen Vorgänge....

Sobald dieses Zeichen eintrifft, kann es nicht mehr lange dauern.

\*\*\*\*

Prälat Linda in Heiligenstadt, dem inoffiziellen Sitz der Stiftsleitung, war nicht untätig geblieben. Er weiß natürlich, dass seine Stimme nichts gilt und dass er den Machthabern des Dritten Reiches verhasst ist. Hinter seinem schwammigen und mürrischen Gesicht vermutet niemand Hartnäckigkeit und auch nicht seine Güte. Sein Sekretär Gebhard weiß um seine Bemühungen, Roman zu helfen. Was er dazu tun kann, tut auch er. Sie eröffnen sich gewisse Kanäle, versuchen, auf geistige Unzurechnungsfähigkeit ihres Mitbruders zu plädieren, doch das muss

fehlschlagen und schlägt auch fehl. Ein hochbegabter und so intelligenter Mensch und unzurechnungsfähig...? Und seine Anschlagsplanungen gegen das Reich?! Wo soll da die Unzurechnungsfähigkeit sein? Dieser Mann ist doch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte. Und selbst Unzurechnungsfähigkeit ist in dieser Zeit kein Grund, ein Leben nicht auszulöschen, unwerte Leben.... Da gibt es Gesetze und eine perfekte Durchführung.

Über Mittelsleute kommt Linda an einen Diplomingenieur Greiner heran. Von ihm heißt es, er sei ein langjähriger Freund des Führers und hätte bei ihm Zutritt und sogar schon einige Male erfolgreich für dieses und jenes interveniert. Greiner soll die Begnadigung Romans erreichen; aber die Zeit drängt. Am Aschermittwoch 1944 ist das Todesurteil gefallen und jeden Tag kann die Exekution angeordnet werden!

Greiner, Greiner, Greiner müsste zaubern können. Es war nicht mehr die ruhige Zeit, im Frühjahr 1944 kamen die Fronten nicht mehr zur Ruhe. Hitler war zuerst noch in der „Wolfschanze“ in Rastenburg und dann für ein paar Wochen am Obersalzberg. Hier würde es leichter für Greiner sein, sein Anliegen vorzutragen. Hitlers Umgebung hielt den Besuch dieses Herrn absolut nicht für so wichtig; man hatte ganz andere Sorgen. Aber es könnte ja auch ein Wunder geschehen. Manches Mal unterhielt sich Hitler ganz plötzlich mit allen möglichen Leuten und hatte Zeit....

Aber dieses Wunder ereignete sich nicht. Es kam keine Weisung, alles lief, wie es vorgesehen war.

\*\*\*\*

Er hat Grete noch einmal sehen können, das Abbild seiner Goneril und es war ihr gelungen, die winzige Papierkugel mit dem Gedicht an sich zu nehmen. Sie erschien ihm wie ein Wunder, die blonden Haare, die schlanke Gestalt und das herrliche schmale Gesicht mit den wunderbaren Augen. Sie trug eine Luftwaffenuniform, das Kleid des Feindes; sie hat sich Urlaub verschaffen können und war von Wels, wo sie auf dem Fliegerhorst als Luftwaffenhelferin Dienst leistete, zu Roman geeilt. Vor den Wachen und den Wärtern trat sie stramm und selbstbewusst auf, grüßte zackig – elegant zurück. Sie spielte ihre Rolle besser als der Berufsschauspieler Hartmann, denn sie hasste das Regime wie nur etwas, doch das sah ihr niemand an. Man blickte mit Wohlgefallen, ja mit männlicher Gier auf diese Frau in Uniform. Dass eine so üble Figur wie dieser Scholz einen so erfreulichen Besuch bekam! Aber im Leben traf es doch stets die Unrechten. Übrigens würde

dieser Pfaffe kaum noch oft Besuch bekommen. Aber sie brachten ihn dann, sogar ohne Fesseln, ins Sprechzimmer.

Roman nahm alle seine Kraft zusammen; er blieb ruhig und umsichtig, freute sich, als das Kügelchen aus dem Versteck geholt wurde; sie folgte seinen Blicken, ganz unauffällig griff sie hierhin und dorthin. Sie handelte ruhig und zielsicher. Wer sollte es wagen, Hand an jemanden zu legen, der die Uniform des Führers trug? Jetzt sah er diese seine Aufgabe als erfüllt an. Die Gedichte waren seine Welt, das Wichtigste. Doch innerhalb weniger Minuten schlug die Stimmung um und er wurde unruhig. Sein Herz klopfte wie wild. Es war das letzte Mal, dass er Grete sah, ganz bestimmt... Ein großzügiger Zufall ließ sie gar nichts merken.

Sie erzählte später, Roman wäre ruhig und gottergeben gewesen, habe sogar gelächelt und Grüße aufgetragen.

\*\*\*\*

Im „Grauen Haus“ liegen die „Köpflerzellen“ im Erdgeschoß. Von dort ist es dann nicht mehr weit bis zur Hinrichtungsstätte und die Leichen können schnell aus dem Haus ins Anatomische Institut gebracht werden. Auch bis dorthin ist es nicht weit; die Institute des Todes liegen nahe beisammen.

Roman erlebte noch die Ostern in seiner Zelle. Vom Kommen des Frühlings hat er nichts bemerkt, doch dann trat unverkennbar und unübersehbar das große Zeichen ein. Man brachte ihn in die Todeszelle; gewöhnt, meistens allein zu sein, teilt er jetzt den Raum mit sechs Männern, für die das Schicksal die absolut gleiche Lösung bereithält. Es stinkt entsetzlich, denn der Tod macht Angst und Schweiß. Die Männer sind stumpf, keiner ist aggressiv; sie fragen auch nach nichts und nach niemanden und das ist gut so. Was soll die Neugier und wen interessiert noch das Schicksal anderer Menschen? Es gibt keine Hierarchie mehr, sie sind schon vor dem Tode gleich durch das Urteil. Es wird auch keiner hysterisch; sie haben schon so lange warten müssen. Von seinen Mitangeklagten ist keiner bei ihm. Roman empfindet das als große Erleichterung, er fühlt, dass man ihm Vorwürfe gemacht hätte, dass er allein schuld sei und er allein geköpft werden sollte, er war doch der Anführer...

Doch es war eine gnädige Regie des Todes; die Männer um ihn kannte er alle nicht.

Es vergehen noch viele Tage...; es sind viele Todesurteile zu vollstrecken, der Kampf setzt sich in den Gefängnissen fort und er wird immer blutiger genau so wie an den Fronten.

Am 10. Mai 1944 um 1330 Uhr holt man Roman und seine Mitgefangenen aus der Zelle. Sie bekommen Ketten an Händen und Beinen und werden zum Vorsitzenden der Vollstreckungskommission gebracht. Er leiert die Formel herunter, dass die Begnadigung abgelehnt worden ist und er sagt dies auch jenen, die gar kein Gesuch gestellt hatten und dass die Vollstreckung noch heute um 18 Uhr stattfinden wird.

Wer will, erhält zehn Zigaretten und jeder ein Blatt Papier und einen Bleistift für den Abschiedsbrief. Man sammelt die Zettel gleich wieder ein, auch wenn die Männer damit noch gar nicht fertig sind. Ein Geistlicher erscheint, er betet, macht das Kreuz für alle; er hat auch noch in anderen Zellen zu tun, die Zeit ist knapp bis 18 Uhr und es ist für ihn Routine geworden. Wer will sich schon um so eine geistliche Arbeit reißen? Roman macht den Versuch einer Beichte, doch die Gedanken verwirren sich... Das Gericht des Allerhöchsten ist ihm näher und wichtiger. Er denkt an den hl. Josef, den Patron der Sterbenden; einige ältere Mitbrüder haben öfters darüber gesprochen, doch Roman hat das abgetan. Was sollte das für einen Mann Ende der Zwanzig?

Man hört das Scharren der Schritte vor den Zellentüren; die Wächter sind da; sie rufen laut, sie sind nervös, das Todesgeschäft ist für sie noch immer nicht zur Routine geworden.

Die Namen werden aufgerufen. Scholz!! Man bindet den Verurteilten die Hände straff mit Rebschnüren auf dem Rücken zusammen; Fußketten gibt es keine mehr; das wäre zu viel Arbeit, sie nach der Hinrichtung abzunehmen. Man wirft ihnen Jacken um die Schultern. Sie stehen in einer Reihe vor den Zellentüren. Roman ist ziemlich weit vorne. Es hat immer wieder geheißen, jene haben es besser, die früher drankommen. Das Beil ist noch scharf genug und es ist noch nicht alles so voll Blut. Am Ende des Ganges ist eine Türe; einer nach dem anderen verschwindet hinter ihr. Dann ruft man Scholz auf und sagt ihm, das Urteil werde jetzt vollstreckt. Dieser Satz ist belanglos, aber er dient zur Ablenkung der Verurteilten, denn der wird plötzlich von mehreren Armen von hinten fest gepackt und ein Mann hält ihm die Augen zu, so gut es geht. Sie heben ihn aus und schleppen ihn im Laufschrift zur Maschine, die hinter einem schwarzen Vorhang verborgen ist. Das Beil und das Brett hat man flüchtig gesäubert; man brauchte stets viel Wasser und es sind große Wasserhähne und mehrere Kübel da; wie in einer Waschküche. Sie heben ihn mit Schwung empor; er wird so fest gehalten, dass er sich nicht im Geringsten bewegen und den Vorgang verzögern kann. Einer ruft ihm noch zu, je schneller es geht, umso weniger wird er leiden. Keine Sekunde für ein

letztes Wort; das ist nur Legende. Dann trennt das Beil den Kopf vom Körper; man hat außerordentlich schnell gearbeitet; es ist erst 18 Uhr und zehn Minuten.

\*\*\*\*

Propst Alipius Linda, Dechant Isidor Kraus und das Kapitel der Augustiner Chorherren geben die Todesanzeige für Roman heraus. Sie trug kein Datum, doch es war ein mutiges Dokument und enthielt einige Sätze aus seinem letzten Brief. Roman wurde als „Opfer einer Verfolgung nach vier Jahren schwerster Leidenszeit“ ausdrücklich genannt sowie die Tatsache, dass der Wunsch nach einem christlichen Begräbnis nicht erfüllt werden konnte, nicht verschwiegen. Das verstand jeder in dieser Zeit, auch wenn diese Anzeige nur in wenige Hände kam und auf die Anschlagtafeln der Chorherrenpfarren beschränkt blieb. So mancher eifrige Parteigenosse mochte sich darüber beschwert haben, doch Folgen hatte es nirgends.

Das Requiem konnte erst sieben Wochen nach der Hinrichtung in der St. Jakobskirche in Heiligenstadt begangen werden.

Grete G. gab den Kampf nicht auf. Die Luftwaffenhelferin erbat sich und erhielt Urlaub und fuhr noch im Sommer 1944 in die Reichshauptstadt Berlin, die schon unter den heftigen Bombenangriffen der Alliierten litt. Doch das Räderwerk der Justiz lief weiter, als wäre nichts geschehen, ja es steigerte sich noch zur Hochform.

Grete G. brachte mit Mühe und mit langem Warten, aber in Berlin interessierte sie ohnehin nichts, den Namen des zuständigen Beamten heraus; es dauerte weiter, bis sie endlich zu einer persönlichen Vorsprache bei Staatsanwalt Dr. Krone zugelassen wurde. Erstaunt und höhnisch fragte der Mann, warum denn gerade sie sich für die Freigabe der Leiche so einsetzte. Dieser Professor der christlichen Philosophie war doch kein Pastor, sondern römisch-katholischer Geistlicher gewesen und konnte doch kein bürgerliches „Verhältnis“ – oder etwa doch? – gehabt haben. Vielleicht sei es eine allzu menschliche Bindung gewesen? Miteinander verwandt seien sie doch nicht, so viel er feststellen habe können. Grete G. gab darauf keine Antwort, unterdrückte ihren aufsteigenden Zorn und stellte noch einmal im knappen militärischen Ton die Frage, ob ihre Bitte nach Freigabe der Leiche für ein Begräbnis erfüllt werden könne.

Der Staatsanwalt wies sie natürlich ab. Es existierten ganz eindeutige Weisungen (er wusste sie sogar auswendig und zählte die Textstellen auf) über die Leichname von Justifizierten; das geschehe nicht ohne Grund; ihretwegen werde man keine Ausnahme machen. Er wundere sich nur, warum sie sich solche Mühen wie eine Reise durch das ganze Reichsgebiet – Sie kommen doch von Wels in Oberdonau – machte und zwar wegen einer Sache, die ganz klar ist. Ausnahmen

seien schon wegen der Folgewirkungen völlig unmöglich. Sie muss sich doch gedacht haben, dass man sie fragen werde, warum gerade **sie** dazu kommt, dieses Ansinnen zu stellen. Jedenfalls ist daraus zu schließen, dass sie eine Anhängerin des Verurteilten oder gar diesem hörig gewesen sei. Da gibt es Beispiele über Beispiele. So viel hat der Staatsanwalt übrigens schon herausgebracht, dass sie selbst nicht am Hochverrat teilgenommen hat. Zumindest ist keine Anklage gegen sie erhoben worden.

Er weist mit der Hand zur Tür, selbstverständlich grüßt er nicht.

\*\*\*\*

Nach Kriegsende ist trotz aller Zerstörungen durch die Bomben und den Erdkampf das nahe dem Stadtzentrum gelegene Anatomische Institut noch immer oder schon wieder in Betrieb. Der Tod hat die Toten in den Becken verschont und sich mehr an die Lebendigen gehalten. Die Chorherren versuchen noch einmal, den Leichnam ihres Mitbruders zu erhalten. Als Schwerverfolgte des Naziregimes haben sie es jetzt umso leichter, aber die Unordnung ist groß und die Unterlagen sind durcheinandergeraten. Mit Mühe, Geduld und Überwindung machen sich Mitbrüder und ein Anatom ans Werk der Identifizierung; so findet man zuerst das Haupt und dann auch den Körper.

Am 12. Oktober 1945 werden die sterblichen Überreste ins Pfarrgrab des Heiligenstädter Friedhofs, wo Roman zwei Jahre als Kaplan gewirkt hat, versenkt. Wahrscheinlich hätte er das Grab in der Chorherrengruft auf dem Klosterneuburger Friedhof in der Sichtweite der beiden grünen Stiftskuppeln, den „ewigen Hügeln“, lieber gehabt.

### **Anmerkungen:**

Literatur: Georg Biron, Die letzte Beichte, Wien 1988

Robert Rill, Geschichte des Augustiner Chorherrenstiftes Klosterneuburg  
1938 – 1945, Wien, Salzburg 1985

„Ich werde immer bei Euch sein“. Roman Karl Scholz, Hrsg. Floridus  
Röhrig; mit einem Vorwort von Grete Huber – Gergasevics, Wien 1990

Edda Pfeiffer, Zur Geschichte der österreichischen Widerstandsbewegung  
des konservativen Lagers; phil.Diss. Wien 1963 sowie  
Vortrag am 17.März 2005 beim Maturantenverein des  
Gymnasiums Klosterneuburg von Edda Pfeiffer – Kalesa

Klosterneuburg Geschichte und Kultur Band 1 Die Stadt. Hrsg von der  
Stadtgemeinde Klosterneuburg, Wien o.J.

Erzählungen, Berichte und Hinweise von: Alois Hradil, Heribert A. Ziegler, Eberhard Würzl, Kurt Schleifer, Herbert Crammer und meiner Mutter Theresia Fritz, Vorträge, Artikel und Leserbriefe von Grete Huber – Gergasevics, Lesungen von Fritz Lehmann.

Von allen Geschichten ist es die persönlichste, obwohl ich Roman Karl Scholz persönlich, altersbedingt, nicht wirklich kannte. Meine Familie wohnte damals in der Dienstwohnung meines Vaters, des stiftlichen Obergärtners und von den Vorderfenstern sah man die Chorherren immer aus dem kleinen Tor des Stiftsgartens kommend durch das so genannte „Wassertor“ in Richtung Bahnhof oder Busstation auf dem Niedermarkt eilen. Selbstverständlich war Roman Karl Scholz dabei, als ich viele Stunden hinter den Fenstern ausharrte, um mir die Zeit zu vertreiben. Es wäre falsch, jetzt in der Rückschau des tragischen Geschehens alles auf seine Person zu konzentrieren. Viel mehr im Mittelpunkt der Erzählungen stand das Schicksal von H.A. Ziegler, dessen Verhaftung seine Mutter immer wieder schilderte und der Lärm, der bei seinem Abtransport herrschte, hat auch unsere Familie (mein Vater war zu diesem Zeitpunkt schon zur Deutschen Wehrmacht eingezogen gewesen) aufgeschreckt und meine Mutter sowie meine ältere Schwester haben viel von dieser kurzen Szene erzählt. Auch nachher, vor allem nach der Freilassung von Ziegler noch vor Kriegsende schilderte er seine Eindrücke und Erlebnisse. Von Scholz hörte ich dabei kaum etwas. Möglicherweise hatte er sich innerlich bereits von ihm getrennt und war begreiflicherweise durch seine Inhaftierung nicht bereit, etwas über den „Schuldigen“ an dieser Affäre zu sagen. Sehr heftig pflegte er auf den Namen Hartmann zu reagieren; schon vor dem Kriegsende wettete und fluchte er über diesen Verräter; die Gruppe um Scholz dürfte ziemlich genau über seine Rolle Bescheid gewusst haben.

Ich habe die kleine Szene im Stiegenhaus bei der Verhaftung Zieglers ein wenig ausgeschmückt und mich selber ganz an den Rand dazu gestellt. Über das Verhältnis meines Vaters zu Roman K. Scholz weiß ich nichts und ich hatte wenig Gelegenheit, mit meinem Vater zu sprechen, da ich ihn außer bei seinen Fronturlauben nicht gesehen habe. In diesen kurzen Tagen gab es anderes zu sagen und mein Vater war eigentlich immer sehr wortkarg. So habe ich ihn jedenfalls in Erinnerung. Die Schilderung seines Zusammentreffens mit Scholz ist frei erfunden. Mein Vater wurde mehrfach von verschiedenen anderen Chorherren als sehr zurückhaltend und schweigsam beschrieben; vor allem sein direkter Vorgesetzter, der Chorherr Paulus Paur äußerte sich in diesem Sinne. Ich habe mich deshalb gerade darüber verbreitert, weil es eine Rechtfertigung für die Hineinnahme von so viel Persönlichem sein sollte, das zur Weiterführung des Laufs der Erzählung nichts beiträgt, sondern nur ein Untermalen des Hintergrundes bildet.

Gerade hier ist auch Vieles durch Beschreibung des Lokalkolorits eines nahe am Schauplatz Wohnenden (Stift, Au) erzählt, so dass die Bezeichnung „Klosterneuburger Szenen“ schon zutrifft.

Der Ton der verhörenden Gestapo – Beamten und die Dialogform sind zum größten Teil erfunden, manches ist aus den Erzählungen von Hradil, Ziegler und Schleifer übernommen worden. Der zynisch – böartige Ton wechselt auch mit korrekten Fragen; viel wurde auch aus Birons Buch übernommen, manches dort Vermutetes zu einer Art Gewissheit erhöht. Die Reise von Grete G. nach Berlin ist authentisch, der Dialog natürlich nicht.

Es ist meine bisher „empfindsamste“ Erzählung, die mich bei der Niederschrift innerlich am meisten berührt hat. Ich bewege mich am Rande einer verklärenden

Rührseligkeit und ich will keineswegs leugnen, dass mich jedes Mal das Scholz – Gedicht „Ich werde immer bei Euch sein...“ – so trivial und anmaßend dieser Vers klingen mag – so tief bewegt, als würde in mir die Stimme von Scholz erklingen, die ich nie gehört habe.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde nicht sehr viel über ihn gesprochen, vor allem die meisten seiner Mitbrüder schwiegen sich aus oder äußerten sich negativ; bloß jene, die ihn so gut wie gar nicht kannten wie Petrus Tschinkel oder Floridus Röhrig, der um das Andenken seines Mitbruders sehr bemüht war und ist sprachen positiv über ihn. Grete G. (verehelichte Huber) blieb die einzige und nicht überhörbare Stimme, die für das Werk des Dichters in der Öffentlichkeit warb. Möglicherweise bewahrt sie außer den veröffentlichten Gedichten etwas in einem Nachlass auf. Die befremdende Haltung der Mitbrüder wird noch durch eine kleine Erzählung von Grete G. in kleinem Kreis verstärkt, in der sie von einer beim damaligen Erzbischof von Wien Kardinal Innitzer vorgebrachten Bitte für Scholz berichtete, wobei sie die kälteste Ablehnung erfuhr. (Angeblich hatte es sogar geheißen: „Für diesen da niemals!“) Die Hintergründe dieser so lang andauernden Ablehnung sind in einem seltsamen Dunkel. Man hat seine sterblichen Überreste nicht in der Chorherrengruft auf dem Oberen Stadtfriedhof bestattet, obwohl im Oktober 1945 die Möglichkeit dazu bestanden hätte, sondern auf dem Heiligenstädter Friedhof; es heißt, das wäre sein Wunsch gewesen.

Ich stelle mir stets die Frage, ob wirklich die nachweisbare Zugehörigkeit zur NSDAP allein den Ausschlag gegeben hat; Scholz hat dafür überreichlich gebüßt. Selbst der unverbesserliche NS – Anhänger Jörg Urban, dessen Verhalten in dieser Erzählung beschrieben ist, fand sein Grab bei seinen Mitbrüdern.

Sehr eigentümlich fand ich auch den Ausspruch eines Geistlichen, der sich mit der Vorbereitung von Seligsprechungen befasste – unter anderem auch mit jener des Pater Marian Gapp, der von NS – Agenten aus seinem spanischen Fluchtort entführt und in Berlin hingerichtet wurde, auf meine Frage, wann man mit einem Beginn des Seligsprechungsprozesses für Scholz rechnen könnte: „**Der** ganz sicher nicht!“ Diese Erzählung wird sie auch nicht bewirken und das kann auch nicht ihre Absicht sein. Es wird mir auch nicht gelingen, das seltsame Geheimnis um seine Person zu klären. Nicht wie ein quellengewaltiger und im sicheren Besitz der Wahrheit stehender Historiker und mit Entscheidungskraft für die offizielle Meinungsdarstellung sondern als ein einfacher Mensch wollte ich ihm ein Denkmal setzen; mehr nicht und auch nicht weniger.

